

ERBÄTZER

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Heimlicher Zauber. Von Professor Ludwig Knaus (mit gleichbenanntem Text von Johannes Trojan). — Ein Glas Wasser oder eine Rosenknospe. Novelle von Louise Mühlbach. I. — Ein Pfarrerhaus in Mark Brandenburg. Novelle von George Hefel (Schluß, mit Illustrationen von F. Kleinmichel und F. Siemering). — Wiedergeboren. Von E. Anders (mit gleichbenanntem Text von Ludwig Petzsch). — Wie's im Frühling geht! Von Emil Rittershaus. — Gotisch? Renaissance? Rococo? Von Freiherrn E. Bibra (Schluß, mit Illustration von Grot' Johann). — Berliner Briefe. II. Von Otto Slagau. — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildungen). — Aufösungen des Rebuss Seite 116 und des Räthfels Seite 132. — Schach-Aufgabe. — Correspondenz.

Heimlicher Zauber.

(Zu dem gleichbenannten Bilde von Professor Ludwig Knaus.)
Von Johannes Trojan.

Es tönt — und daß die Töne aus seinem Innern kommen, das merkt man deutlich, wenn man es ans Ohr hält. Wenn es eine Zeit lang Musik gemacht hat, hört es mit einem plötzlichen Ruck auf, und dann summt es noch inwendig in dem Kästchen ein paar Augenblicke. Soll es wieder von vorn anfangen, so muß irgend etwas — man weiß eben nicht was — mit ihm gemacht oder zu ihm gesagt werden. Sonderbar ist das Ding, aber es klingt so angenehm, daß man unwillkürlich immer wieder bitten muß: Setz noch einmal!

Es ist daran etwas Geheimnißvolles, das unerklärt bleibt, so scharf man auch darüber nachdenkt und so sehr man auch alle Erfahrungen eines zweiunddreißigjährigen Lebens zu Rathe zieht. Alles, was sonst auf der Welt Musik macht, benimmt sich vollkommen anders. Bei der Mama z. B. ist Alles erklärlich, weil man sieht, wie sie mit beiden Händen auf das Klavier schlägt. Das kann man ihr nachmachen, wenn man allein in der Stube ist, und das Klavier steht gerade offen. Auch der Musikmann, der sich zuweilen auf dem Hofe einfadet, ist eigentlich nicht als ein Wunder zu betrachten. Er hat eine Vorrichtung zum Drehen an sich, und durch das Drehen wird ja auch bei manchen Spielsachen bewirkt, daß Musik herauskommt. Nein, von Allem, was überhaupt Töne von sich gibt, läßt sich Nichts mit diesem Zauberkästchen vergleichen. Auch das Feuer nicht, das man ja sieht, wie es im Ofen umherfährt und tobt; auch der Wind nicht, von dem man sich erzählen läßt, daß er — er muß aber ein sehr großer und sehr böser Mann sein — um das Haus geht und heult. Wir schweigen ganz von den Vögeln, Hunden und Katzen, bei denen die Aeußerung durch die Stimme so natürlich und selbstverständlich ist wie bei uns andern Leuten.

Bruder Karl hat gesagt, er wolle schon hinter den Zauber kommen, wenn man ihm nur einmal die Spielbox anvertraute, damit er sie untersuchen könne. Aber wir wissen, was er untersuchen nennt und wie er hinter Zauber zu kommen pflegt. Was fand er neulich in dem Fußgestell des Schreitähchens, das er mit einer Gabel geöffnet hatte? Ein Stückchen Draht, das für sich ebenso stumm war, als später das Kästchen nach Entfernung des Drahtes. Und machte er es nicht ganz ähnlich mit der Puppe, welche die Augen bewegen konnte? Es wurde ihm gar nicht schwer, den Puppenkopf aufzuschlagen und die Augen herauszunehmen — das verstand er. Aber als er die Augen in der Hand hatte, konnte er doch nicht erklären, wie sie sich bewegt hatten — und sie wieder einsetzen und den Kopf wieder zuheilen, das vermochte er nicht. Es war eine sehr schlimme Geschichte, welche viel Thränen kostete, denn nur durch einen ganz neuen Kopf konnte schließlich der Puppe geholfen werden. Darum ist wohl besser, daß Karl die Spielbox nicht anvertraut werde. Seine eignen Sachen, von denen ja auch kein Stück mehr ganz ist, mag er hernehmen, um Untersuchungen anzustellen und Geheimnisse auf die Spur zu kommen.

Der alte Onkel, der das Zauberkästchen gebracht hat, sollte eigentlich das Tönen desselben erklären können; aber er kann's nicht, oder er will's nicht. Seine Angaben widersprechen sich auf seltsame Weise. Bald soll es eine Maus, bald ein Vogel, bald auch — und das möchte man für das Wahrscheinlichste halten — ein ganz kleines Männchen sein, das in der Dose sitzt und die hübsche Musik macht. Mit einem Wort: man kann nicht genau

dahinterkommen, was es eigentlich ist; vielleicht aber wird es gerade dadurch besonders reizend.

„Warte nur, Gretchen, bis Du groß bist,“ sagt der Onkel, „dann sollst Du in das Kästchen hineinsehen. Dann aber werden andere und viel geheimnißvollere Dinge Dich beschäftigen, und Vieles wird sich Dir senkräthseln und erklären, bis endlich das kleine Kunstwerk in Deiner Brust, nach dem Du jetzt noch nicht fragst, über sich selbst wird Auskunft haben wollen. Aber so lange

Großnichten beliebt zu machen. Aber wir wissen es auch, daß die alten Herren selbst an den Spielboxen ihr Vergnügen haben, daß sie dieselben, wenn sie allein sind, besonders vor dem Schlafen gern einmal für sich selbst aufziehen. Es klingt dann, wenn Alles still im Hause ist, so ganz eigentümlich. Es erinnert an andere Spielboxen, welche vor langer Zeit andere, noch immer im Gehör haftende Melodien spielten — es ruft dieses und jenes halb Vergessene aus der Vergangenheit wieder, Gegenden, Stimmen, Gestalten — es liegt, mit einem Wort, in diesen Tönen ein ganz besonderer heimlicher Zauber.



Heimlicher Zauber. Nach seinem Gemälde gezeichnet von Professor Ludwig Knaus.

es schlägt, wirst Du über das in ihm liegende Geheimniß nicht ins Klare kommen.“

Es ist noch lange hin bis zu solchen Fragen. Ja, bis die Spielbox ihren Zauber verliert, das wird auch noch einige Zeit dauern. Bis dahin wird sie noch oft spielen und wieder spielen und ihren ganzen Reiz ausüben, wenn der Onkel, der anfangs gewöhnlich sie vergessend oder sie in der Tasche suchen läßt, sie aus der Tasche hervorzieht oder sie in der Dose suchen läßt.

Es ist bekannt, daß hauptsächlich von alten Herren Spielboxen gekauft werden. Man hat ausgerechnet, daß von den Käufern solcher Kunstwerke siebenundachtzig Procent dem Stände der Großkntel angehören. Das läßt sich schon dadurch erklären, daß Spielboxen den Kindern große Freude bereiten und daß sie daher ein sehr geeignetes Mittel sind, sich bei kleinen Großneffen und

Ein Glas Wasser oder eine Rosenknospe.

Novelle von Louise Mühlbach.

Einleitung.

Zu der langen und prächtigen City-Street in London stehen Paläste neben Palästen, und Könige wohnen in denselben, Könige, die mächtiger und stolzer und unnahbarer sind, als die Königin Victoria, the most gracious queen, in ihren stolzen Hallen von Windsor Castle.

Es sind die Könige des Geldes, welche in diesen Palästen wohnen, die reichen Beherrscher der Börse, die mit einem Wink ihrer Hand Hütten in Paläste und Sandflächen in Lustgärten umwandeln. Denn sie halten in dieser Hand den Zauberstab, vor welchem alle Welt sich beugt, dem Jedermann huldigt, und den selbst die stolzeste Frau als einen gefährlichen Versucher anerkent und fürchtet.

„Sie sind ein Gottesleugner, Baron,“ sagte einst die stolze und keusche Königin Sophie, die Mutter Friedrich des Großen, zu dem Cavalier und Weltmann von Pöllnik. „Sie glauben an Nichts mehr, Sie haben vor Nichts mehr Ehrfurcht.“

„Vergebung,“ erwiderte er, sich tief verneigend, „Vergebung, Majestät, es gibt doch noch Etwas, vor dem ich Ehrfurcht habe und an das ich glaube. Wollen Eure Majestät die Gnade haben, zu rathe, was das ist?“

„Die Frauentugend! Nicht wahr?“ erwiderte sie mit einem strahlenden Blick der großen, tiefen blauen Augen, welche ihr Sohn Friedrich von ihr geerbt hatte. „Die Frauentugend!“

Der alte Cavalier schüttelte lebhaft den Kopf und konnte das sardonische Lächeln, welches ihm die schmalen Lippen umspielte, trotz seiner Höflichkeitsmanier nicht unterdrücken.

„Nein, Majestät, ich glaube nur an das Gold und die Macht des Goldes, welche größer ist, als die Macht der Könige und stärker, als jede Frauentugend.“

„Ich habe also Recht, Sie sind ein Gottesleugner,“ wiederholte die Königin achselzuckend. „Sie beugen sich vor dem goldenen Kalbe und möchten uns einreden, daß dies der Gott des Himmels und der Erde sei.“

„Ich glaube es auch, Majestät,“ sagte der alte Cavalier hastig. „Ja, der Gott des Himmels und der Erde, das ist das Gold und der Gott und der Verführer jeglicher Frauentugend.“

„Da sieht man den König, welcher nach seinem eignen schlimmen Leben alles Andere rangirt, selbst die Frauentugend,“ rief die Königin mit einem Schlag ihres Fächers auf die Schulter des alten Cavaliers.

*) Anmerkung der Redaction. Zweifelsohne erwarteten unsere Abonnenten die wiederholt von uns angekündigte Novelle der berühmten Verfasserin bereits mit Ungeduld. Um also mit dem Abdruck derselben schon heute beginnen zu können, bringen wir die Fortsetzung des Romans „Die Dame ohne Herz“ erst in der nächsten Nummer.

„Eure Majestät glauben also wirklich daran?“ fragte er ganz verwundert. „Eure Majestät sind der Meinung, daß es Frauen geben könnte, welche der Macht des Goldes widerstehen?“

„Ich bin der Meinung,“ erwiderte sie stolz. „Ich glaube noch an ein edles Frauentugend, welches den Zaubere ‚Gold‘ mit einem frommen Vater Unser oder mit einem strahlenden ‚Ich liebe‘ bei Seite stoßen wird!“

„Und wenn man einer solchen Frau, die arm ist und die sich nährt von ihrer Hände Arbeit, wenn man ihr zwanzigtausend Thaler böte? Meinen Eure Majestät, daß das für sie keine Versuchung wäre?“

„Für zwanzigtausend Thaler, Baron, verkauft sich kein edles Frauenherz.“

„Doch nehmen wir an, das edle Frauenherz hätte neben sich einen Vater oder eine Mutter, welche darbt und hungert, und der sie nur mühsam das Leben fristet, oder einen Liebhaber, der auch arm ist und in Noth und Armuth seine Jugend opfern müßte — würden dann die zwanzigtausend Thaler keine Versuchung sein?“

„Eine Versuchung wohl, Baron, aber ein edles Frauenherz würde sie besiegen.“

„Und wenn wir diesem edlen Frauenherzen und der keuschesten Frauentugend, dem armen Vater und dem darbenden Geliebten gegenüber, hunderttausend Thaler böten, meinen Eure Majestät, daß sie auch dann widerstände?“

„Auch dann noch.“

„Doch wenn wir ihr eine Million böten?“

„O mein Gott,“ rief die Königin, „Sie nennen auch gleich eine so ungeheure Summe.“

Dann aber erschraf sie über ihre eigenen Worte und wandte sich erröthend und zürnend ab.

Der alte Weltmann Böllnitz lächelte in sich hinein.

„Eine so ungeheure Summe, eine Million, das erkennt selbst die Königin als einen gefährlichen Verführer an!“ —

Hier in den Palästen, zu beiden Seiten der langen Straße, da wohnen sie, die gefährlichen Verführer und Zauberer. Die Millionen sind da aufgehäuft in den Vorrathskammern und den Bureau's. Diese Verführer der Menschheit! Diese Zauberkraft, welche himmlische Gärten aus Sandwüsten, und Paläste aus Hüften erbauen! Dort unten, hinter den mit großen Eisenstäben versehenen Gittern, dort sind die Schmieden, in welchen diese Zauberkraft täglich vergrößert, verschönert und glänzender aufgeklopft werden.

Da sitzen sie, die Arbeiter, hinter den hohen Kulden, die Feder in der Hand oder hinter dem Ohr, starr hinblickend auf die großen Bücher, in denen Nichts, als Zahlen geschrieben sind, und indem sie die Zahlen zusammenrechnen und aus ihnen Millionen machen, gedenken sie vielleicht an das armselige Haus draußen in einer der Vorstädte oder hier in der City in einer der dunklen Seitengassen, die neben dem Palaste düster und schmutzig dahin kriechen, und an das kleine elende Zimmer, in welchem ein kranker Vater oder eine Gattin mit einer Schaar von Kindern mühselig leben, während ihre Arbeitskraft dem Herrn, welcher in den vergoldeten Gemächern thront, die Millionen täglich vergrößert und vervielfacht.

Nah den Bureau's der Millionäre stehen diese kleinen niedrigen Häuser in den Seitengassen der City. Wie ein Bettler nahe steht dem reichen Manne und ihn um eine Gabe anfleht, oder wie Lazarus, der draußen vor der Thüre des reichen Mannes liegt und lebt von den Brotsamen, welche seine Hunde verächtlich bei Seite gestoßen haben.

„Es ist ganz gleichgültig, ob wir die Straße mit einem Besen oder mit einem Sammelbleid gefegt haben, wenn wir alt geworden sind,“ seufzte Ninon de l'Enclos, als sie selber alt war. „Das Salz fehlt in der Suppe, gleichviel, ob man sie in einem Hospital oder in einem herzoglichen Schlosse isst.“

Aber Ninon de l'Enclos, als sie so sprach, hatte doch noch ein wenig von dem Salz, welches ihr die Suppe des Lebens schmacker machen konnte. Sie war reich, und ihr Reichthum gab ihr die Mittel, dem Alter, dieser grauen, düstern Gestalt, ein heiteres schönes Gesicht zu zaubern.

„Es ist nicht gleich, ob man die Straße mit einem Besen oder mit einer Sammelkelle gefegt hat, wenn man alt ist.“ Denn wenn man reich ist, wirft das Gold immer noch einen glänzenden Schein über das alternde Angesicht, und es gibt blinde Augen, welche es immer noch für jung und begehrenswerth erachten!

I.

In diesen düstern kleinen Häusern in der Seitengasse von City-Street dringt dieser glänzende Schimmer nicht hinein, denn hier wohnt die Armuth, die Dürftigkeit, aber auch vielleicht der Friede und die Genügsamkeit. Zum mindesten hat die erkaufte Tugend und die theuer bezahlte Kunst unserer modernen Ninon de l'Enclos Nichts zu schaffen mit diesem schönen, jungen Mädchen, welches da in einem dieser kleinen Häuser in dem düstern, armseligen Hinterzimmer sitzt. Freilich, ihre Wangen sind bleich, und es liegt wie ein trüber Nebel über ihrem jugendlichen Angesicht, aber es ist nur jener Nebel, welcher auf den belebenden Strahl der Morgensterne harret, um empor zu flattern und ein leuchtendes, rosiges Antlitz zu enthüllen. Es bedarf nur eines Sonnenstrahls, um die Blässe von diesem jugendlichen Antlitz fort zu küssen, auf diesen reinen, klaren Wangen die Rosen ausblühen zu lassen und ihren tiefen dunklen Augen einen leuchtenden Widerschein des Sonnenglanzes zu geben.

Diese Augen sind jetzt über das Reißbrett geneigt, welches vor ihr auf dem Tische liegt, und ihre kleinen weißen Hände führen emsig den Pinsel, welcher auf dem weißen Papier die Rosen ausblühen läßt, die den Wangen des jungen Mädchens fehlen.

Der alte Herr, welcher im Hintergrunde des Zimmers in dem lederbezogenen Lehstuhl sitzt, hat sie schon eine Zeit lang ernstes Blickes betrachtet und jetzt unterbricht er das Schweigen mit einem langen Seufzer und einer leise gemurmelten Verwünschung.

Sofort wendet das junge Mädchen das Haupt zu ihm hin, und aus den schwarzen Augen leuchtete nur Liebe und Zärtlichkeit ihm entgegen.

„Fehlt Ihnen Etwas, mein theurer Vater,“ fragt sie mit sanfter, melodischer Stimme.

„Eine seltsame Frage, Solanges,“ rief er achselzuckend. „Ob mir Etwas fehlt, fragst Du? Alles fehlt mir.“

„Ich weiß,“ seufzte sie. „Ihnen fehlt die Heimath, Ihnen fehlt unser schönes Schloß, Ihnen fehlt unser Park, Ihnen fehlt unser stolzer Palast im Faubourg St. Germain, Ihnen fehlt die reiche Dienerschaft und die Equipage, mit der wir sonst durch

die Straßen von Paris führen. Ja, mein theurer Vater, Ihnen fehlt Alles, und das Schicksal hat sehr grausam an Ihnen gehandelt.“

„Das Schicksal?“ rief er grollend, „ich bitte Dich, Solanges, lästere das Schicksal nicht, indem Du es verwechselst mit diesem Aufreißer und Rebellen, diesem Mordbrenner und Hochverräther, dem Bonaparte, der sich jetzt der erste Consul der Republik Frankreich nennt. Es ist eine Schmach, daß ich solche verächtliche Worte auf meine Lippen nehmen muß. Die Republik hat die Lizenzen in den Roth der Gassen getreten und aus den Tuilerien, dem Sitz unserer Könige, eine Schenkstube und ein Cabaret gemacht für den Unterstenant, für den Advocatensohn, für den Bonaparte. Wenn ich daran denke, so meine ich, die Flammen müßten mir aus dem Kopfe austreten und müßten die ganze Welt entzünden mit dem Feuer des Jorns, welches diesen elenden Usurpator, diesen Advocatensohn mit seiner ganzen Brut vernichten sollte. Ja, es fehlt mir mein schönes Palais im Faubourg St. Germain und meine Equipage und meine Dienerschaft. Es fehlt mir unser schönes Schloß und unser Park. Doch ich klage nicht um meinethwillen! Ich wollte es Alles tragen und dulden, wenn ich nur wüßte, daß dieser Frevel gerächt würde an dem Usurpator, und daß mit seinem eigenen Blute die Hallen des Königschlusses rein gewaschen würden von der Schmach, die er ihnen angethan. Wenn ich der Vergangenheit gedenke, Solanges, so bäumt sich mir das Herz auf, und ich möchte aufschreien vor Wuth, vor Entsetzen und vor Schmach und Demüthigung.“

Solanges wehrte den Jornaubruch ihres alten Vaters nicht, sie hatte vielleicht absichtlich das Gespräch auf dieses Thema hingelenkt, weil sie wußte, daß der alte Herr, wenn der Jorn über Bonaparte in ihm aufblühte, der Unbeglücktheit seiner eigenen Existenz vergaß und es nicht merkte, wie die Zeit langsam und träge dahinstreckte für ihn selbst.

Während er zürnte und schalt und weiter seine Philippika hinströmen ließ gegen den „Usurpator, den Rebellen, den ersten Consul, den Bonaparte“, malte sie eifrig weiter, und die Rosen blühten immer prächtiger und voller auf dem Papiere auf.

Aber auch immer ungestümer und heftiger ward die Philippika und der Jornaubruch des alten Herrn, bis er endlich seufzend und ächzend sich zurückwarf in den Lehstuhl.

„Sie haben Recht, zornig und unglücklich zu sein, mein theurer Vater,“ sagte Solanges jetzt mit besänftigender Stimme. „Schweres Urtheil drückt uns nieder, und dennoch, mein Vater, sind wir noch nicht die Beklagten der Welt. Ich, vor allen Dingen habe Gott zu danken, denn mir ward das herbe Schicksal erspart, welches so viele von unsern Freunden und Verwandten getroffen hat. Ich bin wenigstens so glücklich gewesen, mit meinem theuren Vater aus dem unseligen, blutigen Frankreich entfliehen zu können. Ich habe Sie, mein Vater, und wo Sie sind, da ist meine Heimath. Ach ich wünschte, es wäre auch ein wenig so für Sie, und Ihre Tochter Solanges könnte Ihnen einen kleinen Schimmer der Heimath in Ihr trauriges, edles Herz werfen.“

„Und es ist auch so,“ sagte der Alte mit grollender Stimme. „Ja, einen Schimmer der Heimath schau' ich auf Deinem Angesicht, meine theure Solanges, und dennoch macht mich gerade das trübe und unglücklich. Wenn ich Dich anschau, Dich, die Tochter der reichen, angesehenen Grafen von St. Pierre, die seit Jahrhunderten an dem Hofe ihrer Könige den Ehrendienst thaten und die ersten Plätze einnahmen unter den Großen des Hofes, Dich, die Enkeltochter so vieler mächtiger und berühmter Ahnen, Dich, meine Tochter endlich, wenn ich Dich anschau, wie Du hier in einem elenden, armen Zimmer sitztest und wie eine niedrige, gemeine Arbeiterin beschäftigt bist, die Kunst, welche Du einst aus freier Liebe geübt, Dir zum Brodwerb zu erniedrigen! Es ist herzzerreißend, es ist entsetzlich!“

„Rein, mein Vater, es ist trostreich und schön!“ rief sie mit strahlenden Augen. „Ja, es ist schön, daß die Kunst, die ich, wie Du wohl sagst, aus freier Liebe einst geübt, mir jetzt die Mittel gibt, unsern kleinen Haushalt zu bestreiten.“

„Aber warum muß es so sein?“ fragte er grollend. „Warum mußten wir uns zurückziehen in diese düstere, elende City, welche eigentlich niemals der Fuß eines Edelmannes berührt? Warum mußten wir uns unter dem gemeinen Volk in düsterner Einsamkeit bergen? Ich will es endlich wissen, ich frage Dich, Solanges: Warum hast Du mich gezwungen, hierher zu kommen?“

„Fragen Sie mich nicht, mein theurer Vater,“ sagte sie, indem sie, da jetzt ihre Arbeit vollendet war, von ihrem Platz am Fenster sich erhob und zu dem Alten hinschritt. „Fragen Sie mich nicht! Es ist nicht gut, daß wir solche Erörterungen machen.“

„Aber ich will es wissen und ich wiederhole meine Frage: Warum hast Du darauf bestanden, daß wir hierher gingen, daß wir unsere hübsche Wohnung in Westend verließen und heimlich wie Diebe, welche entfliehen, hierher übersiedelten? Dorten lebten wir wenigstens, wenn auch nicht anständig, so doch nicht beschämend, wie es hier der Fall ist.“

„Vergebung, mein Vater,“ sagte sie sanft, indem sie vor ihm niederkniete und seine beiden Hände in die ihren legte. „Vergebung, mein Vater, dort lebten wir nicht anständig, sondern beschämend.“

Er sah sie zürnend und fragend zugleich an. Sie nickte leise.

„Ja beschämend, mein Vater, denn wir lebten nicht von unserm Gelde, sondern von der Gnade und Güte eines Mannes, von dem ich keine Gnade annehmen will und dessen Güte ich nicht empfangen kann.“

Ein Ausdruck des Schmerzes flog über das Antlitz des alten Herrn hin.

„Wie, Du weißt?“ fragte er leise, und seine Stimme klang jetzt schüchtern und verlegen, und er schlug die Augen nieder vor den großen schwarzen Augen seiner Tochter.

„Ja, ich weiß, mein Vater,“ flüsterte sie. „Ich glaube eine Zeit lang, daß die Gelder, welche wir so glücklich gewesen, auf unserer Flucht mit uns zu nehmen, ausreichten zu dem Leben, welches wir in Westend führten. Doch Vergebung, mein Vater, daß ich von diesen Dingen spreche, jetzt endlich spreche, weil Sie es so begehren. Eines Tages ward ich bitter enttäuscht, ich war unfreiwillig Zeuge eines Gesprächs, welches Sie, mein Vater, mit dem Marquis St. Juste führten. Ich hörte, daß ein unglücklicher Zufall,“ fuhr sie zögernd fort und indem sie von dem erröthenden Antlitz des Vaters den Blick wegwandte, „ja, daß ein unglücklicher Zufall uns unserer letzten Hilfsquelle beraubt hatte, und daß der Marquis von St. Juste uns die Mittel gab, um so weiter zu leben, wie wir es bis dahin von unserem eigenen Gelde gethan! Ich weiß, mein Vater, Sie beugten Ihren Stolz nur um meinethwillen und nur, weil Sie ein so zärtlicher und gütiger Vater sind, der von seiner Tochter jegliche Beschwerde und jegliche

Entbehrung abwenden wollte, nahmen Sie das Anerbieten des Marquis von St. Juste an, der sich erbot, so lange die Kosten unseres Haushaltes zu bestreiten, bis Ihre eigenen Mittel wieder dazu ausreicheten. Doch ich, mein Vater, ich fühlte in mir die Kraft, lieber alle Entbehrungen zu ertragen und allen Demüthigungen mich zu unterwerfen, als diese Demüthigung zu ertragen, meinen theuren Vater den Schuldner des Marquis von St. Juste sein zu lassen. Darum, als Sie an jenem Tage, ich weiß nicht, mein theurer Vater, zu welchem Zweck und zu welchem Gange, wieder wie täglich damals mit dem Marquis das Haus verlassen hatten, ging ich aus, suchte mir diese Wohnung hier, besorgte unsere eigenen Habseligkeiten hierher und machte mich bereit zu einem neuen Leben. Sie wissen, die gute, alte Comtesse Durant liebt mich ein wenig, und sie hatte mir oft ihre Hilfe und ihren Beistand angeboten. Zu ihr ging ich und bat sie, mich mit irgend einem Kunsthändler bekannt zu machen, für den ich arbeiten könnte. Schütteln Sie nicht Ihr Haupt, mein Vater, und zürnen Sie mir nicht. Es ist in diesen Zeiten für einen französischen Edelmann keine Schande, sondern eine Ehre, wenn er arm ist, denn es beweist, daß er treu geblieben ist seinen Grundbesitzen und seinem Königslande und daß er die Gnade nicht angenommen, welche der Consul Bonaparte jedem französischen Edelmann bietet, der aus der Fremde heimkehrt und sich seinem Hofe und seiner Größe beugt. Sie hätten es auch gekonnt und würden jetzt, wenn Sie dem Hofe, welchen Bonaparte jetzt noch einmal an alle Emigrierte erließ, gefolgt wären, in Reichthum und in Ehren Schwelgen können. Sie würden Ihr Palais und Ihren Park im Faubourg St. Germain wieder haben können, wenn Sie Ihr geliebtes, stolzes Haupt nur hätten beugen wollen vor dem Usurpator. Sie thaten es nicht, und ich freue mich dessen und bin stolzer auf Sie, da wir in Armuth sind, als ich es war, da wir noch in unserem glänzenden Palaste lebten. Ich schäme mich nicht, mein Vater, der lieben alten Gräfin zu gestehen, daß wir nicht mehr im Stande wären, die elegante Wohnung in Westend zu bestreiten, daß wir arm wären, und suchen müßten von unserer Hände Arbeit zu leben. Sie war gerührt, sie weinte, sie bot mir von dem Wenigen, was sie selbst besitzt, eine Unterkünstung an. Ich lebte es ab und bat nur um ihre Verwendung bei einem Kunsthändler, für den ich arbeiten könnte. Sie fuhr mit mir zu einem solchen hin, ich zeigte ihm von meinen mitgebrachten Studien, und er war damit zufrieden, und wir schlossen den Handel ab. O mein Vater, seit jenem Tage, da wir aus Frankreich entflohen, war dies der erste glückliche Moment meines Daseins, und die Thränen, welche ich damals vergoß, waren nicht Thränen des Schmerzes, sondern der Freude! Ich wußte nun, daß ich befähigt bin, für meinen theuren Vater zu sorgen, und daß ich nicht die Schmach erdulden müßte, von irgend Jemandem Sie und mich abhängig zu sehen. Ich hatte Alles eingerichtet und vorbereitet, als Sie spät in der Nacht, wie Sie immer zu thun pflegten, heimkehrten.“

„Ja, und da machtest Du mir eine Scene,“ grollte der Alte, „da sagtest Du zu mir: Mein Vater, in dieser Stunde noch müssen wir das Haus hier verlassen.“ Ich zürnte, ich widerstrebte, ich wollte wenigstens den Morgen abwarten, doch Du sagtest: Mein Vater, wenn wir nicht jetzt gleich das Haus verlassen, so muß ich Sie verlassen, und Sie werden mich nicht wiedersehen. Ich werde dem edlen Hause der Grafen von St. Pierre die Schmach anthun, daß ich als das Kammermädchen irgend einer stolzen Kaufmanns-Frau mir mein Brod selbst verdienen.“

„Und ich hätte es gethan!“ rief Solanges mit strahlendem Blick. „Ja, ich hätte es gethan, wenn Sie nicht gütig und liebevoll wie immer, meinem Flehen nachgegeben hätten. Wir verließen jene Wohnung, deren Eleganz und Luxus mich anwiderte, seitdem ich wußte, wer sie bezahlte, und wir begaben uns hierher.“

„Und seitdem führen wir hier ein langweiliges, eintöniges und jammervolles Dasein,“ grollte der Vater. „Selbst den einzigen Freund, welcher sonst noch zuweilen mit seinem Gepolauer die öde Stille meines Daseins unterbrach, den Marquis von St. Juste, hast Du mir geraubt. Ich war thöricht genug, von Deinem Flehen, Deinen Bitten, ja sogar Deinen Vorwürfen mich erweichen zu lassen, und ich schwur Dir bei dem Andenken an Deine theure Mutter, welche Gott in seiner Gnade vor diesen schlimmen Zeiten zu sich gerufen, daß ich den Marquis weder auffuchen, noch ihm Nachricht geben wolle von unserem jetzigen Wohnort.“

Solanges nahm seine Hand und drückte sie an ihre Lippen. „Ich danke Ihnen für diesen Schwur, mein theurer Vater. Er war für mich das heilige Unterpfand eines neuen Lebens.“

„Für mich war er die Befestigung eines trüben Daseins voll Langerweile und Hoffnungslosigkeit,“ murrte der Alte. „Ich bin jetzt ein ganz verlassener und elender Greis und ich habe weder Geld, noch Hoffnung mehr! Ich wage mich nicht hinaus in diese elenden, schmutzigen Straßen, denn mir scheint, die Steine selbst müßten hohnlachend mich betrachten und fragen, wie der Fuß des Grafen von St. Pierre sich so tief erniedrigen konnte, sie zu berühren, und wie der französische Edelmann die Schmach auf sich laden konnte, in dieser elenden Gasse zu wohnen, wo nur die Schreiber und das niedere Gesinde der vornehmen Geldfürsten sonst hausen. Warum wähltest Du gerade diese Gasse? Warum müßten wir gerade hier unser jammervolles Nomadenleben aufschlagen?“

„Weil ich gerade hier am sichersten war, mein Vater, nicht von denen entdeckt zu werden, welche uns vielleicht suchen,“ sagte sie leise.

„Du meinst, von dem Marquis St. Juste,“ sagte der Alte. „Du hastest ihn also wirklich? Du bist undankbar genug, um diesen Mann, den einzigen, treuen Freund, der uns geblieben, zu hassen, zu verachten und zu verabscheuen? Du vergaßest all der Wohlthaten, die er uns erzeigt? Du erinnerst Dich nicht mehr, daß wir es seinem Beistande verdanken, daß unsere Flucht glücklicht ist, daß nur seine Klugheit und seine Gewandtheit uns errettete vor den Spähern an den Grenzen? Oder ist es nicht wahr? Sage selbst, Solanges, verdanken wir es nicht dem Marquis, daß es uns gelang, die Grenze zu überschreiten? War er es nicht, der uns die Verkleidungen besorgte, der Alles vorbereitete, der endlich an der Grenze selbst mit reichen Gaben die Späher bestach, daß sie uns entweichen ließen?“

„Ja, er that das Alles, mein theurer Vater,“ erwiderte Solanges ruhig, „er war unser Erretter und unser Erlöser.“

„Du erkennst es an? Und wie dankst Du es ihm? Er liebt Dich, laß mich das Wort aussprechen, er liebt Dich, liebt Dich leidenschaftlich, und Du zeigst ihm stets ein stolzes abweisendes Wesen und weigest jedes Wort der Erklärung zurück. Warum thust Du das? Und wie kommt es, daß der junge schöne Edelmann, welcher doch in Paris am Hofe der Abgott aller Frauen war, auf Dich, Solanges, gar keinen Eindruck macht?“

„Vielleicht,“ sagte sie, und der Schimmer eines Lächelns spielte um ihren schönen Mund, „vielleicht kommt es gerade daher, weil er der Abgott aller Frauen war. Mein Herz ist eigenförmig, Vater, und es mag nicht begreifen, was Allen angeht.“

„Du thust ihm Unrecht,“ grollte der Vater, „er liebt Dich und Dich allein. Er hat zu mir mit Thränen über Deine Grausamkeit geklagt. Und ich muß es Dir jetzt sagen, ich wünsche, daß Du Dich weniger grausam zeigst. Ja, ich wünsche es, ich befehle es Dir sogar und ich fordere Gehorsam von meiner Tochter. Wenn, wie ich es hoffe und ersehne, der Marquis uns auffindet, wenn seine Liebe so stark ist, daß er nicht nachläßt mit Suchen und selbst in dieser elenden Verborgenheit uns findet, dann verlange ich von meiner Tochter, daß sie sich weniger störrisch und abwehrend zeige, verlange von ihr, daß sie die edle und uneigennütige Liebe, ich wiederhole es, die edle und uneigennütige Liebe des Marquis von St. Juste, nicht zurückweist. Wir leben nicht in einer Zeit, wo ein junges Mädchen sich rückhaltlos ihren schwärmerischen romantischen Gefühlen hingeben darf. Die Zeit ist ernst und sieht uns mit den hohlen Augen des Unglücks und der Armut an. Wir müssen Alles thun, um diesen unseligen Blick von uns abzuwenden, und es liegt in Deiner Macht, Solanges, dies zu bewirken. Der Marquis von St. Juste ist nicht der Flattergeist, für welchen Du ihn halten möchtest. Er liebt Dich mit einer edlen und treuen Liebe. Ich wiederhole es Dir, er begehrt Nichts weiter, als daß Du die Hand annimmst, welche er Dir bietet, und ich wünsche es.“

„Mein Vater, Sie werden nicht so grausam sein,“ rief sie mit angstvollem Ton. „Sie werden mich nicht zwingen zu einer Verbindung, die ich nicht wünsche, die mein Unglück wäre.“

„Dein Unglück? Vermählt mit einem schönen angeesehenen Manne, dem sicher eine glänzende Zukunft vorbehalten ist, wenn endlich der Usurpator gestürzt ist, und wir heimkehren nach Frankreich; vermählt mit einem Manne, der so schön ist, daß alle Frauen neidlich auf Dich blicken werden, wenn Du an seiner Seite zum ersten Male wieder eintrittst in die Tuilerien! Das nennst Du ein Unglück?“

„Ja, mein Vater, ich nenne es so, denn ich liebe diesen Mann nicht,“ rief sie stolz und mit leuchtenden Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfarrhaus in Mark Brandenburg.

Novelle von George Hefkiel.

Mit Illustrationen von J. Kleinmichel und F. Siemering.

(Schluß.)

Die Gesellschaft in der Lindenlaube war sehr heiter; sie kam von muntern Gesprächen auf heitere Lieder, die von den Mädchen anspruchlos vorgetragen, der Kugel Gelegenheit gaben, seine Cantorherrlichkeit glänzen zu lassen. Er leitete den Gesang, er dirigierte und war so eifrig dabei, daß der Pastor endlich meinte: „Na, mein Leo, für Dich ist gesorgt, wenn's zum Pastor nicht reichen sollte, zum Cantor ist ausreichend das Zeug da!“

Dieser Scherz war indessen doch nicht ganz nach dem Geschmack des Herrn Primaners. Er ließ sich's aber nicht merken und bat nun Ludolf, etwas zu declamieren, weil das Brummeisen am besten auf der ganzen Schule declamiere und im Gesang nicht zu brauchen sei.

Ludolf, der keinen Ton singen konnte, war von dem einfachen Gesang der Mädchen, namentlich von der hellen Stimme Kraushaar's fast zu Thränen gerührt und so ergriffen, daß es ihm sehr schwer wurde, den Wunsch der Kugel zu erfüllen, als aber die Ehefrau auch ein freundliches Wort dazu gab, hielt er es für unartig, sich länger zu weigern und trug Schubart's Hymnus auf Friedrich den Einzigen: Als ich ein Knabe noch war u. s. w. mit Ausbruch, wenn auch vielleicht mit einiger Uebertreibung vor. Er fand großen Beifall in der kleinen Gesellschaft, und ein dankender Blick Kraushaar's machte ihn ganz fertig.

Danach wanderte er mit den Schwestern durch den Garten und hatte sich mit den beiden Mädchen endlich so tief in Gespräche über Schiller'sche Dichtungen verloren, seine Hörerinnen so gefesselt durch die Gewandtheit, mit welcher er den Grundgedanken des Dichters in jedem Gedicht klar zu legen wußte, daß alle Drei erschrafen, als die Kugel endlich daher schoß und verkündete, die Gesellschaft sei schon aufgebrochen.

So sehr sie sich nun auch beeilten, sie fanden auf dem Schloßhof doch nur die Ehefrau, und da Kraushaar einen ziemlich langen Abschied nahm, so ging der Mond auf, gerade als sie an den See kamen.

Mit der ersten schüchternen Liebe im Herzen wandelte Ludolf an Kraushaar's Seite um den mondbeglänzten See. Solche Stunde hat nicht jeder, und wer sie hat, der hat sie nur ein Mal im Leben. Leo ging mit Wilhelmine vor Ludolf und Kraushaar her, die beiden Paare waren nur durch wenige Schritte getrennt. Bis zur Hälfte des Weges etwa plauderten beide Paare heiter, sie riesen sich auch gegenseitig Scherz Worte zu; dann wurden die Stimmen leiser, und doch waren es weder Geheimnisse noch Geständnisse, die da vorkamen. Endlich schwiog Ludolf ganz, das junge Herz war ihm so voll, daß er kein Wort mehr fand, es war ihm, als könne ein Wort den heiligen Bann brechen, den er um sich und das geliebte Mädchen an seiner Seite gewoben sahste. Er wußte eigentlich nur, daß Kraushaar's Blicke den seinen zuweisen schüchtern begegneten, um sich dann sofort wieder abzuwenden. Dann kam eine Angst über ihn, es war ihm, als müsse er reden. Hülfe suchend blickte er auf das andere Paar, auch dieses schwieg, aber Ludolf bemerkte wohl, daß Leo und Wilhelmine Hand in Hand gingen. Nun faßte ihn ein brennendes Verlangen, auch so Hand in Hand mit Kraushaar zu wandeln, aber der sonst so überläufige Jüngling fand nicht den Muth, die kleine Hand da zu fassen und zu halten.

Noch hatte er die Hand nicht, als sie die Straße betraten. „Nun wollen wir Wette laufen,“ rief die Kugel heuchlerisch, „ich mit Minchen, Du mit Kraushaar, wer zuerst an die Kirche kommt, ist König und Königin!“

Die Kugel bot den Wettkampftag an, um seine Verlegenheit zu verbergen, und aus demselben Grunde nahm ihn Ludolf an. Jeder sein Mädchen an der Hand, so flogen sie dahin auf dem glatten Sandwege. Ludolf und Kraushaar gewannen und wurden als König und Königin begrüßt, aber sie siegten nur, weil Wilhelmine der Kugel zulüsterste: „Wir wollen sie gewinnen lassen, sie freut das!“

Und sie waren wirklich Beide noch Kinder genug, um sich

dieses Sieges zu freuen und damit groß zu thun, als sie odemlos in dem Pfarrhause ankamen.

Als an diesem Abend Ludolf von Kraushaar gute Nacht nahm, glaubte er wirklich einen leisen Gegendruck von der Hand der Geliebten zu empfinden; er war freilich seiner Sache nicht ganz sicher, aber hier war die Möglichkeit schon beglückend.

Gegen seine Erwartung schlief der liebende Jüngling einen sehr erquicklichen Schlaf, so daß ihm am andern Morgen die Pfingstsonne wieder ins Bett schien. Er war fast ärgerlich darüber; war seine Liebe wirklich nicht einmal stark genug, ihm eine schlaflose Nacht zu machen? Es ist ein ganz wunderbarlich Ding um ein Jünglingsherz in der ersten Liebe!

Das Bett Leo's war heute wieder leer wie gestern, und erst als Ludolf zum Fenster hinaus in den öden Gang blickte, erinnerte er sich wieder der grauen Gestalt, die er am Tage zuvor dort unten gesehen. Und siehe! Da war sie wieder, ganz wie gestern, auf und ab, langsam, unaufhörlich auf und ab. Aber heute verschwand sie schneller, als gestern in der kleinen Thür, und Ludolf schloß daraus, daß es heute schon später sei, daß er noch länger, als gestern geschlafen. Hastig kleidete er sich an, denn er hatte ein brünstiges Verlangen, Kraushaar zu begrüßen.

Gott weiß, welche Hoffnungen sich der arme Burck gemacht, genug, es wurde ihm eine herbe Enttäuschung, als Kraushaar ihn ganz mit derselben stolzen und scheuen Zurückhaltung, wie am Morgen zuvor, durchaus aber nicht mit der süßen Vertraulichkeit des vergangenen Abends begrüßte. Und diese herbe Enttäuschung wurde ihm nun jeden Morgen, während der ganzen schönen Ferienzeit; er hatte sonnige Tage und entzückende Abende, aber jeden Morgen fand er die Jungfrau in der keuschlichen, stolzen Unnahbarkeit wieder. Ludolf hatte noch nicht Erfahrung genug, um sich diese so natürliche Erscheinung zu erklären; er begriff nicht, daß die Eindricke des Tages die Liebe begünstigen, daß der Abend das zarte Reigen der Herzen zu Herzen befördert, während der kühlte Morgen das verlorene Gleichgewicht immer wieder herstellt, so lange nicht eine mächtige Leidenschaft die Herrschaft gewinnt. Für ihn blieb Kraushaar ein Räthsel, das ihm einen Zusammenhang mit der grauen Gestalt in dem öden Gange zu haben schien, die er jeden Morgen sah, die ihm jeden Morgen gespenstiger erschien. Immer mit Kraushaar beschäftigt, fiel es ihm gar nicht auf, daß er seine ihm sonst so getreue Kugel niemals im Bett fand, wenn er Morgens erwachte; vielleicht hätte er sie doch gefragt, obwohl er sich vorgenommen hatte, nicht kund werden zu lassen, daß er die graue Gestalt gesehen.

Uebrigens verlebte Ludolf wirklich glückliche Tage, denn im Lauf derselben sah er stets die holde Kraushaar, oft sogar recht nutzwillig, aus der Schranke der Zurückhaltung herausbrechen, und am Abend fühlte er das zarte Reigen ihres Herzens oder glaubte es doch zu fühlen. Lieb war er allen Bewohnern des Pfarrhauses geworden, selbst die „Kleine“ hatte seine Freundschaft gesucht und zwar, sonderbarer Weise, seit der Stunde, da er, auf Leo's Zureden, dem Pastor einen hebräischen Psalm vorgesagt hatte. Louise war dabei gewesen, hatte bei den gewaltigen Tönen der uralt heiligen Sprache leise gemeint und von da ab ihre kindische Gegnerschaft gegen den „Hauptmann“ von Wittenberg aufgegeben.

Nur einmal fiel es Ludolf auf, daß mit beobachtenden, bewachenden Augen das Backfischchen die Schwestern stets verfolgte; er vergaß es aber zwischen Glückseligkeit und Jammer, zwischen knabenhafter Schüchternheit und verliebter Gelei; viel später erst hat er erfahren, daß die Kleine Alles sah und Alles wußte, vielmehr als er selbst auch nur geahnet.

Auch die Pfingstferienwoche war zu Ende gegangen; am Freitag Nachmittag zogen die beiden Jünglinge wieder ab von Laake; es freute Brommeis, daß sie nicht am Morgen schieden, denn um Mittag war Kraushaar schon milder, als am Morgen und wirklich war sie so weich und gütig, daß Ludolf es wagte, ihre Hand, die sie ihm zum Abschied reichte, an seine Lippen zu drücken. Die Pastorin nahm an der Hausthür Abschied, fast zärtlich; der Pastor an der Baumsehle, herzlich, aber kurz; die drei Mädchen gaben das Geleit bis zum See. Kraushaar wendete sich rasch ab nach dem Sandfuß, Wilhelmine hatte nasse Augen, die Kleine aber weinte bitterlich. Dann schritten die Weiden dahin und bis zu dem krummen Weidenbaum am Sumpf haben sie kein Wort gesprochen.

III.

Schnee lag noch genug an geschützten Stellen, in den Mulden der Hügel, unter den Abhängen und zwischen dichtem Holz, der sogenannte Osterregen fehlte noch, der den unsauber gewordenen Schnee und WinterSchmutz abspülen muß, damit die alte Mark Brandenburg sich festlich sauber zeigen kann am Ostermorgen. Der Regen also fehlte noch, aber der Wind wehete schon scharf aus Westen, über die Elbe herüber, der den Osterregen heraus zu treiben pflegt, und wer etwas empfindlich war, der konnte heute ohne besondere Uebertreibung von einem Sturme reden, der heulend über die märkische Heide segte, daß die schlanken Stämme sich stöhnend beugten, die knorrigen Kiefern in den Kuffeln knackten, die stillen Wasserflächen der Seen und Sümpfe in ein unruhiges Wallen geriethen, klastend auf- und abwogten in dem dünnen Nebel und Schilfzeug raschelten, zerrissen flog der graue Wolfenflor am Himmel darüber hin.

Dort gleitet langsam ein Blockwagen auf der zerfahrenen Landstraße den Hügelabhang hinunter, in dem tiefen schmutzigen Sande drehen sich die Räder nur langsam, und die beiden starken Schwarzbraunen schnaufen vor dem leichten Gefährt. Der Koffelkenner, ein Eingeborener des Landes, der wie sich von selbst versteht, einen unendlich langen blauen Rock, schiefgetretene Stiefeln, eine Pelzmütze auf dem Kopf und eine kurze Peise im Munde trägt, schreitet, die Zügel in der Hand, neben dem Gespann her, während die Peitsche am Boden ausgelegt ist wie eine Admiralsflagge an der Gaffel. Der Blaurock, dessen Haltung an die strenge Schule des zwanzigsten oder vierundzwanzigsten Landwehr-Regiments, königlich und hochloblich, erinnert, geht gerade durch nach Landesart; er wählt niemals bessere Stellen aus, denn der Schnee trägt, und sieht sich auch nicht ein Mal nach seinem Fahrgast um, denn der Brandenburgische ist nicht neugierig, ist er's aber doch, so läßt er sich's erst recht nicht merken.

Dieser Fahrgast sitzt in der Mitte des Wagens auf einem Sack mit Hafer; er ist in einen weiten Pelz gehüllt, der gewaltig vornehm aussieht; eine niedere Pelzmütze ist tief in die hohe schöne Stirn gedrückt, unter welcher zwei große braune Augen hervorblicken, die Ernst mit Milde gepaart verrathen. Es ist ein freundliches, aber nicht gewöhnliches Gesicht mit einem auffallend schönen Mund.

Die Augen blicken mit einer gewissen Spannung nach dem spizen Kirchturm hinüber, dort jenseits des Sumpfes, und um den schönen Mund liegt ein Zug wehmüthiger Traurigkeit.

Die Leier haben diesen jungen Mann vor etwa neun Jahren zum letzten Male in diesen selben Umgebungen als Jüngling gesehen. Es ist der Candidat Ludolf Brommeis, welcher eben aus Rußland zurückkehrt, wo er fünf Jahre Erzieher in einer deutschen Familie gewesen ist, und nun einer dringenden Einladung seines Schul- und Universitätsgenossen Leonhardt Kugler nach Laake folgt.

Der stattliche Candidat blickt wehmüthig hinab auf das Pfingstrevier seines jungen Liebestraumes, und der heulende Sturm aus Westen, der über die nasse Landschaft segt, schmiegt sich seiner Stimmung fast schmeichelnd an. Ludolf hat Kraushaar und Laake nicht wieder gesehen, seit jener unvergeßlichen Pfingstzeit, er ist jetzt Herr über seine Leidenschaft geworden, aber noch vor seiner Abreise nach Rußland hatte er nicht gewagt, das liebe Pfarrhaus in Mark Brandenburg zu besuchen, aus Furcht, alte Wunden auf's neue bluten zu sehen. Jetzt war er Herr über sich, jetzt folgte er gern der Einladung seiner tempergetreuen Kugel, jetzt zog ihn von selbst sein Herz an diese gastlichen Stätten, obwohl er sich keusend gestand, daß seines Herzens Wunde sich noch immer fühlbar mache, wenn sie auch vernarbt sei.

Als Ludolf von jener Liebes-Pfingstfeier damals nach Wittenberg zog, barg er vor jedem Blick eifersüchtig sein süßes Geheimniß; selbst die treue Kugel, die doch einigermaßen Bescheid wissen mußte, vernahm aus seinem Munde kein Wort über Kraushaar und trug ihrerseits Ehen zu fragen. Die Jünglinge zogen von Wittenberg nach Halle, sie saßen zu Füßen Tholuck's und Thilo's, Gesenius' und Leo's und anderer Meister, sie lebten froh und friedlich zusammen, und tobten sie auch zuweilen mit andern sich tüchtig aus, schlugen sie mitunter über die Stränge in Zügelndust und Uebermuth, so hielten sie doch stets das Versäumte mit doppeitem Fleiß nach. So wurde das Pfingstfest von Laake jährlich, und wieder, wie im Jahre zuvor, erhielt Ludolf von dem Pastor Brommeis eine freundschaftliche lateinische Einladung, die Pfingstzeit in seinem Pfarrhause zu feiern, wo sich Alle darauf freueten, ihn wieder zu sehen.

Während Ludolf den lateinischen Brief des Pfarrers las, bemerkte er nicht, daß die Kugel sehr seltsam sich gebardete. Die Kugel hielt einen Brief der sanften Wilhelmine in der Hand und blickte, nachdem er einige dumpf knurrende Laute ausgestoßen, mit einem fast lächerlichen Armjündergesichte auf den geliebten Freund.

Das hatte die Nachschrift des Briefes bewirkt, diese aber lautete: „Eben sagt mir der Vater, daß er Deinen Freund Brommeis zum Pfingsten hierher eingeladen hat, und ich halte es für meine Pflicht, Dir zu verrathen, daß Dich der Vater mit Kraushaar's Verlobung zu überraschen gedenkt. Vielleicht thue ich Unrecht, Dir das zu verrathen, aber ich habe eine Ahnung, daß Dein Freund bei dieser Nachricht es vorziehen könnte, Vaters Einladung nicht anzunehmen. Täusche ich mich, desto besser. Kraushaar's Bräutigam ist der Hofrath Dr. Cäsar Dietrich Küchen-schwein aus Dresden, der berühmte Bomolog, von dessen Besuch ich Dir neulich schon schrieb; er ist jetzt wieder hier gewesen und blieb acht Tage. Mir war es am zweiten Tage schon kein Geheimniß, weshalb er so schnell wiedergekommen, und über Kraushaar bin ich endlich auch ins Klare gekommen, obwohl sie sich, wie Du weißt, immer zurückhält. Sie liebt diesen allerdings sehr ehrenwerthen und wohlhabenden Mann, der aber doch neunzehn oder zwanzig Jahre älter ist, als sie. Sie liebt ihn gerade, weil er so viel älter ist. Bitte, lieber, liebster Leo, mache keine Scherze über den Namen Küchen-schwein; der Hofrath ist sehr stolz darauf und versichert, er gehöre einer holländischen Salzkunsterfamilie an, die schon vor 400 Jahren gebilligt habe. Kraushaar ist nun, wie sich von selbst versteht, ebenfalls stolz auf den wunderlichen Namen und hat die Kleine gewaltig angefahren gestern, als die einen Scherz darüber machte, und als der Muthwille nicht aufhören wollte, hat sie ganz bitterlich geweint. Also, halt Deine Zunge im Zaum, Leichen! Pfingstsonnabend kommt der künftige Herr Schwager, am zweiten Pfingstfeiertag ist Verlobung, zu Johannes aber schon Hochzeit.“

Die gute Kugel war entschieden nicht zu diplomatischen Geschäften geboren, ohne ein Wort zu sagen drückte er dem Freunde Wilhelminen's Brief in die Hand und schoß hinaus. Als er spät in der Nacht zurückkam, war Ludolf nicht zu Hause, aber er fand einen Brief von ihm auf seinem Kuffel, der Wilhelminen's Brief enthielt und folgende Zeilen: „Verzeih, mein alter Junge, daß ich den Brief Deiner geliebten Wilhelmine an Dich gelesen, ich wußte ja nicht, daß ich nur die Nachschrift lesen sollte, Gottes Segen über Deine Wilhelmine und Dich! Euer Geheimniß ist treu in meiner Brust bewahrt. Deinem lieben Vater habe ich eifrig geschrieben, daß ich seine gütige Einladung ablehnen müßte, da ich eine unerwiderte Liebe im Herzen trage, eine Leidenschaft, über die ich nicht sofort Herr zu werden vermöchte; bewahren wir auch unter uns Schweigen, ich bin mir meiner Schwäche auf diesem Punkt nur zu bewußt. In steter Liebe und Treue Dein altes Brummeisen.“

Brommeis hatte am anderen Tage viele Mühe, den Freund zur Pfingstreise zu bewegen, aber sie haben unter sich niemals über die begrabene Jugendliebe Ludolf's gesprochen.

Nach beendeten Studien ging Kugler als Hauslehrer nach Holstein, Brommeis nach Rußland, aber immer blieben sie im innigsten Verkehr durch einen lebhaften geführten Briefwechsel. Jetzt war die Kugel schon über Jahr und Tag Adjunct seines Vaters und hatte seine Cousine, die sanfte Wilhelmine, zu seiner Frau Pfarradjunctin; auf sein Betreiben aber hatte sich Brommeis zur Pfarrstelle in der nahen Kreisstadt gemeldet. Auch von Kraushaar hatte Ludolf Gutes gehört, nicht von Kugler, sondern von vornehmen Russen, welche in des Hofraths Küchen-schwein gastlichem Hause zu Dresden verkehrt hatten und ihm Kraushaar als eine anmuthige Familienmutter schilderten.

Selbst am wehmüthig war es dem Candidaten zu Muth, als er auf dem Krüppeldamm durch den Eichenjumpf fuhr; er erinnerte sich wohl, daß er damals diese Landschaft gezeichnet, während ihm Kraushaar über die Schulter sah, aber er lächelte doch dabei.

Da hielt der Wagen endlich vor der Pfarre; nicht grüne Maien schmückten Portal und Flur, wie einst, aber die alte Treue, die alte Freundschaft empfingen ihn, die immer grün.

„Brummeisen, mein geliebtes altes Brummeisen!“ schluchzte die rebliche Kugel und hatte den Freund fast umgerissen in dem Schuß ihrer Bewegung.

„Gott segne Deinen Eingang, lieber Brommeis!“ rief der alte Pfarrer.

Mit mütterlicher Zärtlichkeit begrüßte ihn die Pfarrfrau, so recht eine schöne Greisin.

Sanft und bescheiden, ruhig und klar, brachte ihm die junge Frau Pfarrvicarin ihr Söhnlein und sprach freundlich:

„Er hat ihn Ludolf getauft, ich sollte auch meinen Ludolf haben, sagte er, und wenn der Junge schreit, dann nennt er ihn sein kleines Brummeisen!“

Glücklich sah Ludolf unter den lieben Menschen, die ihn so heiter und glücklich umgaben; er fühlte mit Entzücken, daß er Freude gebracht in das Haus, das ihm so lieb war.

Pfögllich ward er bleich, er sprang auf und rief mit bebender Stimme: „Kraushaar!“

Ja, es mußte Kraushaar sein, das war ihre jungfräuliche Haltung, ihre krausen, blonden Locken, der süßverschämte Ausdruck in dem blühenden Gesichtchen, das war der halb schone, halb stolze Blick!

Bei Ludolf's Ausruf war die Jungfrau zögernd stehen geblieben, die Gesellschaft erschien fast erschreckt, nur die Frau Pfarrvicarin sagte sanft und ruhig: „Die Kleine ist Kraushaar sehr ähnlich geworden, Louise ist aber auch eine alte und sehr treue Freundin von Ihnen, Herr Candidat!“

Befangen trat das junge Mädchen jetzt näher und hieß den Gast mit leiser Stimme willkommen, aber Ludolf konnte sobald seine Fassung nicht wieder gewinnen; er wußte ja, daß es Kraushaar nicht sein könne, und dennoch war es Kraushaar, in jedem Zug, in jeder Bewegung seine geliebte Kraushaar, seine unvergessene Jugendliebe.

Erst als Louise mit dem kleinen Brummeisen, das sich kräftig vernehmen ließ, verschwand, gewann das große Brummeisen die notwendige Ruhe zur Fortsetzung der Unterhaltung wieder, aber die Frau Pfarrvicarin bemerkte sehr wohl und mit großer Genugthuung, daß Ludolf's Augen fast ängstlich die Thür bewachten, durch welche Louise verschwunden war. Als die reizende Tante ihre Pflichten gegen den Neveu erfüllt hatte und zurück kam, stellte sich auch bei dem Candidaten die frühere Unruhe wieder ein; er wurde zerstreut, denn er verglich immer wieder das Bild von Kraushaar, das in seiner Erinnerung lebte, mit dem anmuthigen Mädchenbilde, das sich vor seinen Augen bewegte. Selbst als der alte Pfarrer von der künftigen Stellung sprach und ihm versicherte, daß Frau von Delsner ihn bei ihren Freunden in der Kreisstadt sehr warm empfohlen habe, hörte er nur mit halber Aufmerksamkeit zu und sagte gar nichts.

Als Ludolf am anderen Morgen in demselben Zimmer und demselben Bett erwachte, in welchem er vor Jahren als Primaner geschlafen, schien ihm freilich nicht die Pfingstsonne ins Gesicht, Blüthenduft wogte nicht durchs offene Fenster herein, denn der erwartete Osterregen war gekommen, und leise schlugen die Tropfen gegen die Scheiben; aber in der Seele des jungen Mannes war Frühling, war Pfingsten. Mit einem nur halb erstickten Jubelruf sprang er auf und eilte ans Fenster, er öffnete es rasch und blickte hinunter in den öden Gang. Der Gang war wohl noch da, aber den grauen alten Mann sah er nicht auf und ab schreiten. Und es war dem Herrn Candidaten fast lieb, daß die räthselhafte Gestalt nicht in seine Frühlingstimmung trat.

Der junge Mann erlebte nun Tage voll Glück und Liebe; immer mehr wurde ihm Louise Kraushaar und immer näher trat sie ihm in Geist und Leben, ja, als er sie eines Morgens kalt und zurückhaltend fand, nachdem sie am Abend herzlich und warm gewesen, da hätte er fast laut aufgeschrien vor Entzücken. Sie war Kraushaar, ganz Kraushaar!

Alle Bewohner des Hauses, zuletzt selbst der würdige alte Pfarrer, sahen die stündlich wachsende Liebe, welche diese beiden Menschenkinder für einander hegten, aber kein Wort klang störend hinein in solche Feier, und als der Herr Pfarrvicar die Schwägerin einst „Vice-Kraushaar“ nannte, und Louise mächtig darüber erröthete, hielt ihm seine sanfte Frau Pfarrvicarin eine Strafpredigt aus dem Stegreif, so streng, wie er noch keine von ihr gehört.

Uebrigens betrieb Ludolf seine Werbung, wenn auch heiter, so doch als ein ernster Mann und Allen wurde er gerade durch die Art seines Werbens noch viel lieber.

Eines Abends, als die drei Männer noch zu später Stunde eine Pfeife zusammen rauchten, fragte denn Ludolf endlich auch nach der grauen Erscheinung im öden Gange, die er jetzt nicht wieder gesehen.

„Ganz recht,“ sagte der alte Pfarrer, „ich habe dem Leo die Geschichte dieses unglücklichen, dieses armen Mannes längst erzählen wollen, aber man weckt nicht gern so schmerzliche Erinnerungen, denn ich habe den Mann sehr geliebt und auch verehrt. Der Greis im grauen Gewande, der täglich eine Stunde im öden Gange wandelte, war der einst so berühmte General von St. Wendel.“

„Was?“ rief Leo, „der Verräther, der Magdeburg an die Franzosen verkaufte? in Wittenberg sagten sie, er sei auf einer Kuhhaut zu Grabe geschleppt worden.“

„Ich weiß,“ sprach der Pastor nachdrücklich, „daß man das von meinem unglücklichen Freunde gesagt hat und zwar lange bevor er seine Grabstätte gefunden hat zwischen dem Hause seiner Tochter und meinem Pfarrhause, in demselben öden Gange, in welchem er vom 22. Juni 1809 bis zum 12. August 1832 täglich eine Stunde im grauen Kleid auf und ab gegangen; am Abend des 12. August 1832 ist der Unglückliche verschieden. Er hatte den Glauben nicht, aber ein starkes Hoffen und er ist Gottes Barmherzigkeit anheimgefallen. Uebrigens war der General kein Verräther, er hat keine Festung verkauft, er hatte kein Vermögen und hat nichts hinterlassen, gar nichts. Wußtest Du wirklich nicht,

lieber Leo, daß Frau von Delsner eine geborene Freiin von Sanct Wendel? In der alten Zeit wußte ein Geistlicher immer etwas Heraldik, wenn auch nicht alle so große Meister darin waren, wie der selige Spener. In dem Doppelwappen über dem Schloßportal siehest Du rechts die Delsner'sche rothe Greifenklaue, links den schwarzen Wolf der Barone von Sanct Wendel. Doch das beiläufig. Ich habe den General von St. Wendel kennen gelernt, als er noch Major war, Anno 93, da ich als junger Feldprediger im Prinz Heinrich'schen Regiment stand, damals hatte ich eine rechte Freude an dem schönen stattlichen Reiterofficier, der sehr wohl unterrichtet, belesen, trefflich erzogen und mit vielen Tugenden des Menschen, aber allen militärischen Vorzügen ausgestattet war. Schon Friedrich der Große hat von dem Leutnant von St. Wendel gesagt: „der hat's überflüssig zu einem guten Reitergeneral!“ Wir lagen damals am Rheine lange in verschiedenen



„Mit der ersten schüchternen Liebe im Herzen wandelte Ludolf an Kraushaar's Seite um den mondbeglänzten See.“

Städten zusammen im Quartier und wurden sehr befreundet, ich darf wohl sagen vertraut; er lernte von mir, ich lernte von ihm, wir lernten uns gegenseitig unsere Künste ab. Hochmüthig war er allerdings, aber er war es nie gegen die Untergebenen, sondern nur gegen die Höheren und er durfte es sein, da er sich dabei stets genau in den Schranken der Disciplin hielt; freilich kam dadurch in sein ganzes Benehmen ein oft recht böser höhnischer Zug. Dieser höhnische Zug sagte: „Ich gehorche, denn der Vorgesetzte befiehlt, aber ich weiß sehr gut, daß es eine Dummheit ist!“ Die meisten Generale commandirten ihn nicht gern, sie ließen ihm fast immer freie Hand und standen sich nicht schlecht dabei; ich könnte einen General nennen, der es zu einer großen Reputation brachte und nur dadurch, daß er klug genug war, dem Obrist von St. Wendel immer freie Hand zu lassen. Ihm glückten damals mehrere glänzende Waffenthaten, er avancirte schnell, er hatte, als

und mit nach Magdeburg gebracht. Von da marschirte das Regiment weiter, er blieb auf hohen Befehl in Magdeburg. Das war sein böses Verhängniß. Offenbar hatte man mit auf ihn zur Vertheidigung der Festung gerechnet, denn er galt viel, aber der Gouverneur, ein starrsinniger Greis, war sein Gegner seit früherer Zeit und lähmte sofort seine Thätigkeit. Da schloß er sich, wie seine Art war, streng in die Schranken der Disciplin ein und that hochmüthig nur, was befohlen wurde. Es wurde aber nichts befohlen, und so kam es zu jener verrückten Capitulation, die man sich anfänglich nur durch Bestechung und Verrath zu erklären vermochte. General von Sanct Wendel hat nicht an den Verhandlungen der Capitulation Theil genommen, er hat sie nicht unterzeichnet, aber er hat sich von ihr überraschen lassen; seine moralische Pflicht war, den Gouverneur zu verhaften, die Capitulation zu zerreißen, den Oberbefehl zu übernehmen und die Vertheidigung der Festung fortzusetzen. Niemand hat so klar wie er selbst diese seine Pflicht später erkannt, zu spät, und tiefe Reue getragen um die Unterlassung. Er selbst hat sich später niemals klare Rechenschaft zu geben vermocht über das, was ihn damals gelähmt hat, was ihn abhielt, seine Pflicht im höchsten Sinne zu thun, denn nur um eine solche Pflichterfüllung handelte es sich. Ich habe es ihm gesagt; die Ueberaschung war's nicht allein, auch nicht die Scheu vor dem Herausstreifen aus den Schranken der Disciplin, sondern die Verzweiflung war's, die in sein sonst so muthiges Herz gekommen durch die furchtbaren Niederlagen; er war verzweifelt an Preußens Zukunft, wie ach so viele mit ihm, weil er sich nicht auf Gott verließ und dessen Barmherzigkeit, sondern auf sich selbst und seinen Degen. „Das würde freilich Alles erklären!“ war seine einzige Antwort, aber ich fürchte, daß es ihm auf Erden doch nicht klar geworden. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zur Cassation, zur Confiscation seiner Güter, zu lebenslänglichem Gefängniß, der König aber befähigte den harten Spruch nicht und ließ es bei Dienstentlassung ohne Pension bewenden, früherer Dienste und Thaten dankbar eingedenk. Je milder aber der König war, desto strenger war der General gegen sich selbst. Nach seiner Meinung war der Spruch des Kriegsgerichts gerecht, seine Kameraden hatten gesprochen, er betrachtete sich als cassirt, legte Uniform, Degen und Orden ab und kam hierher zu lebenslänglichem Gefängniß. Er hat weder seine Frau, noch seine Söhne jemals wiedergesehen. Die

Generalin starb schon im Jahr 1809, er sagte: „sie konnte nicht länger leben, da ich ehelos geworden!“ Die Söhne sollten ihre maffelose Ehre nicht beschmutzen im Umgang mit einem ehelosen Vater. Er trieb seine Härte gegen sich selbst bis zu einer raffinierten Grausamkeit. Hierher kam er, der Gleiche zu Gleichen, denn der Hauptmann von Delsner war als sein Adjutant ebenfalls cassirt. Es haben damals schauerliche Ausstritte stattgefunden in dem Hause da drüben, und die Stimme des Geistlichen, man hörte sie nur als die eines alten Freundes, aber Einfluß hatte sie auf die wunden Herzen dieser starren Männer nicht. Nur der armen unglücklichen jungen Frau, der Tochter dieses Eitenkopfes, vermochte der Geistliche Trost und Stärkung aus dem Evangelium zu bringen. Herr von Delsner ist 1809 nach Spanien gegangen, dort ist er auf dem Bette der Ehren gefallen, sein letzter Gruß an die geliebte Gemahlin, an die theure Heimath war sein Todenschein.

In einem Kellerraum drüben im Schloß richtete sich der einst so berühmte General ein, dort lebte er als Gefangener, der Gang zwischen den beiden Häusern wurde oben und unten geschlossen, hier ging er täglich eine Stunde, aber genau nur eine Stunde, in der Frühe auf und ab. Seine Kost war die Gefangenekost, er hat niemals wieder Fleisch gegessen, niemals Wein getrunken, niemals Tabak geraucht. Aus grauem Tuch ließ er sich Sträflingskleider machen, und was von seiner Pension vom Prinzen Heinrich übrig blieb, das mußte ich vierteljährlich an die Armen vertheilen. Seine Tochter durfte ihn Sonntags sehen, auf eine halbe Stunde; ich durfte Sonntag, Nachmittags, zu ihm kommen, auf eine Stunde, nicht länger. Er hörte meine Gebete und Tröstungen freundlich an, aber ich habe nie bemerkt, daß sie besonderen Eindruck auf ihn gemacht hätten; dagegen hatte er stets Fragen bereit, ernste, gründliche Fragen, die sich auf Bibelstellen bezogen, die ihm nicht klar geworden, denn er las immer in der Bibel. Hat es sich Jemand sauer um christliche Erkenntniß werden lassen, so ist es dieser unglückliche Mann gewesen. Aber nichts stimmte ihn milder, nicht

der Tod seines Schwiegerjohns, nicht der Tod seiner Söhne, die 1814 vor dem Feinde blieben. Ja, etliche Jahre vor seinem Tode kam unser König und Herr, damals noch Kronprinz, eines Abends ganz unerwartet hier an. Wahrscheinlich war es General von der Kneesebeck, der ihm Nachricht davon gegeben, daß der vergessene General von St. Wendel noch am Leben. Der milde Herr ist über eine Stunde mit dem Unglücklichen allein gewesen. Was er mit ihm gesprochen, weiß ich nicht. „Welch ein Mann! welche eine Natur! Ein Philosoph des achtzehnten und ein Büsser des dreizehnten Jahrhunderts in einer Person, Gott schenke ihm seine Gnade!“ Das waren die Worte, mit denen der edle, theure Herr von Frau von Delsner geschieden ist. Der General sprach weder mit seiner Tochter, noch mit mir von diesem Besuch; ohne Einfluß war er aber doch nicht gewesen, denn ich bemerkte wohl, daß sich mein armer Freund seitdem ausschließlich mit dem neuen Testamente beschäftigte, während er bis dahin das alte Testament vorzüglich berücksichtigt hatte. In den letzten drei Jahren sank seine hohe Gestalt sichtbar zusammen, aber krank wurde er nicht, er sprach immer weniger, aber er antwortete freundlicher, und die Tochter freute sich zuletzt einzelner Zeichen wiederkehrender väterlicher Zärtlichkeit. Ach,



„Pfögllich ward er bleich, er sprang auf und rief mit zitternder Stimme: Kraushaar!“

er General wurde, den pour le mérite und den großen rothen Adlerorden, die glänzendsten Auszeichnungen. Und doch war er fertig, er war ein Vierteljahrhundert bei Lebzeiten todt und lebte von einer Pension von 300 Thalern, welche ihm Prinz Heinrich gegeben, als er bei einer glänzenden Affaire das Prinz Heinrich'sche Regiment zum entscheidenden Stoß geführt. Auch als ich diese Piarre erhielt, bin ich mit ihm in Verbindung geblieben, denn mein seliger Patron, der damalige Leutnant von Delsner, war sein Schwiegerjohn geworden; noch im Sommer des Jahres 1806 hat er hier an diesem Tisch mit mir gegessen und hat mir seine schweren Besorgnisse über die Politik Preußens und über den Zustand des Heeres ausgesprochen. Er war ein durch und durch loyaler Cavalier, sein tiefer Kummer damals galt vorzugsweise dem hohen königlichen Hause. Frau von Delsner war seine einzige Tochter erster Ehe; er lebte sehr glücklich in einer zweiten Ehe mit einer reichen Dame, hatte zwei Söhne, die beide Offiziere waren und zu schönen Hoffnungen berechtigten, aber er dachte nicht an sich und die Seinen, immer nur an das theure Preußenland und seinen geliebten König. Er hat sich mit Muth und Umsicht geschlagen in jenen dunklen Octobertagen von 1806, er hat sein Regiment glücklich aus der grauenvollen Niederlage heraus

was hat sie das beglückt! Einsam, wie er gelebt hat, ist er gestorben und einsam liegt er begraben in dem öden Gange; nur ein Kreuz von weißen Steinen in dem Pflaster bezeichnet sein Grab."

Der alte Mann schweig, nahm sein Mädchen ab und betete. Es steht so manches Pfarrhaus in Mark Brandenburg, das

erhielt, daß Louise Brommbach seine Frau Pastorin wurde, und daß bei der Hochzeit sehr viele Male bemerkt wurde, daß die Braut ihren väterlichen Namen nur halb zu opfern brauche, oder eigentlich gar nicht, denn der gefrorene Brommbach sei eben Brommeis; dagegen muß bemerkt werden, daß auch der Herr Hofrath Dr. Casar Dietrich Küchenschwein, der berühmte Pomolog nebst Ge-

Wieder genesen!

(Zum gleichbenannten Bilde von Anders.)

Der Weise von Frankfurt, der Philosoph der Trostlosigkeit und des Weltelends, welcher wie Niemand seit den indischen Pro-



Wieder genesen!

Nach seinem Gemälde gezeichnet von E. Anders.

mit dem nahen Edelhof durch schmerzlich traurige Geschichten der Art verbunden ist, und wechseln die Pfarrherren an der Kirche, und gehen die edeln Geschlechter aus auf dem Schloß, erlischt das Gedächtniß, so leben dunkle Erinnerungen fast gespenstlich fort, oft noch lange, bis auch sie wie Rauch und Dunst verfliegen. —

Unsere Erzählung ist zu Ende; es ist kaum nöthig, noch zu erwähnen, daß Ludolf Brommeis die Pfarre in der Kreisstadt

mahlin und etlichen sehr lauten kleinen Küchenschweinen der Hochzeit beiwohnte; Herr Pastor Brommeis konnte sich überzeugen, daß er von Beiden doch die rechte, die für ihn bestimmte Schwester erhalten. Uebrigens nennt er seine Frau Pastorin noch heute Kraushaar!

E n d e.

pheten des Nichtseins bemüht gewesen ist, uns die schönen Güter dieser Welt gründlich zu verleiden und den freudigen Glanz von Allem, was wir sonst als Glück und Lust priesen, abzustreifen, streicht bekanntlich aus der Summe der bis daher als positivsten Glücksbesitz gepriesenen Güter des Lebens sogar auch die Gesundheit. Da wir ihrer nur bewußt werden sollten durch ihre Abwesenheit, so sei sie an sich eben auch nur ein Negatives. Die Voraussetzung aber schon ist nicht zutreffend. Gerade der Voll-

bestig der Gesundheit gibt ein Glücks- und Wohnegefühl, das gar nicht einmal der Vorstellung seines Gegenjages bedarf, um uns zum Bewußtsein seiner selbst und seiner Ursache gelangen zu lassen. Allerdings verschärft auf jedem Gebiet des Lebens, der Empfindung und des Denkens, der Contrast den Effect. Jedes Licht wird doppelt energisch durch die Nachbarschaft des tiefsten Dunkels, jede Farbe doppelt intensiv durch die daneben gesetzte Complementärfarbe. Und so wird auch die Seligkeit der Gesundheit nie stärker empfunden, als von dem, der eben Dual und Noth der Krankheit erduldet, das Glück, zu leben und zu athmen im rosigen Licht, von Keinem so gewürdigt, als von dem, der eben den eisigen Hauch des Todes an seiner Stirn gefühlt und ihm nah und tief ins grauenvolle Antlitz gesehen hat. Darum ist unter allen Zuständen vielleicht der beglückendste der des von schwerer Krankheit zu neuem gefunden Leben Genesenen. Die bösen Dämonen sind gewichen, die kranke Gluth hat ausgetobt. Die ganze Welt scheint wie im neuen Licht des jungen Frühlings zu lächeln; selbst die Mattigkeit, welche das harte Ringen mit dem grimmigsten Feinde zurückließ, löst nur noch angenehm alle Gelenke und fügt einen feinen sinnlichen Reiz mehr zu dem allgemeinen Glück des Bewußtseins: Du bist gerettet, entronnen den Unholden, und vor Deinem klaren besreiten Blick liegt weit, herrlich, lockend zu neuem Genuß und neuer Thätigkeit das wiedergewonnene Leben.

Selten habe ich den Ausdruck dieses Genesungs-Glücksgefühls so zart, so rein und richtig im Bilde getroffen gesehen, als dem, welches unser Holzschnitt treu und wirkungsvoll reproducirt.

Da sitzt die junge blonde Tochter des reichen edlen Hauses in der traumlichen Fensterstätte im weiten dunkelsammetnen Lehnstuhl, zurückgelehnt in die weißen Kissen, welche die sorgliche Hand der mütterlichen Pflegerin zur bequemeren, weicheren Stütze des Rückens ordnete; um die zarte jugendliche Gestalt fließt das bequeme Hauskleid, den Oberkörper umhüllt wärmend eine pelzbesetzte Sammetjacke, deren tiefer Ton die feine Blässe des lieblichen Gesichts noch mehr hervorhebt. Die weißen Hände ruhen matt im Schoß; die Finger der Linken halten lässig ein kleines Frühlingsblümchen. Der eine Fußling des aus kunstreich in Blei gefaßten kleinen Kanten und Rundstücken zusammengesetzten Fensters ist geöffnet, der schwere bis zum Teppich des Bodens niederwallende Vorhang zurückgeschlagen. Und weht die Luft hinein in den Raum und umspielt wönig die Wange der Genesenen.

Sie ist noch so jung. In ihrer Brust pocht ein so frisches, warmes, kräftiges Leben; unter der feinen Haut pulsirte so rasch und fröhlich das gesunde Blut, ihr blaues Auge sah so erwartungs- und hoffnungsvoll in das unbekannte Künftige, als das Fieber sie kühlich ergrasste und den düstern Schleier über alles Hoffen, alle lockenden Bilder der Zukunft und Gegenwart zog. Ein solcher Kampf zwischen der Jugendkraft und dem gegen sie anfürmenden, am Mark des Lebens nagenden Feinde ist fürchterlich. Kaum dem gebrochenen Alter, dem in allen Hoffnungen und Träumen getäuschten Herzen ja „ein ganz willkommener Gast,“ — welcher ein gräßlicher Feind erscheint der Jugend die Vernichtung, ihr, die noch den vollen berechtigten Anspruch erheben zu dürfen meint auf die Erfüllung aller Verheißungen, welche die gaulebende Phantasie und das von holden Ahnungen „künftigen seligen Glücks“ geschwellte Herz sich selbst gegeben und Fata Morgana gleich aus dem Duft der Ferne gepauert hat. Oft wenn auf Stunden die wohlthätig verhüllende Decke der Bewußtlosigkeit von ihrem Geiste wich, mag auf ihren fieberheißen Lippen jene rührende Klage der jungen, schönen Leidensgenossin André Chenier's getreten sein: „Je ne veux pas mourir encore!“

Und der Würgengel ist vorübergegangen. Und als die Schatten von ihren Augen und ihrer Seele wichen, war das Erste, was ihr der wieder freie unumflorte Blick zeigte: an ihrer Seite die liebe Gestalt der Mutter. Auch in der dumpfen Nacht und in den verzerrten, formlosen, wüsten Traumbildern des Fiebers hat die Kranke immer etwas wie einen milden, lichten Schein, der sich zuweilen in bestimmtem, vertrauten Umriß und Formen zeichnete, mehr im innersten Sinn gespürt, als äußerlich gesehn. Mitten in der wildesten Gluth hat sie es wie ein erfrischendes Wehen kühlend auf der heißen Stirn empfunden, und wie aus weiter Ferne sind liebe Klänge von einer weichen Frauenstimme, auch wohl die leisen Akkorde einer Laute zu ihr gedrungen.

Nun weiß sie längst, von wem jener Schimmer, jene Erquickung, jene Töne ausgingen. Die Mutter, selbst noch eine jugendfröhliche, blühende, prächtige Frauengestalt, sitzt neben ihr; und auf dem blonden Stirnhaar fühlt sie nun mit beglücktem Bewußtsein dieselbe weiche Hand, die zärtlich darüber hinstreicht; in die aufgerichteten Augen senkt sich der tiefe, innige, frohe Blick, der, so lange von Thränen umflort, nun aus den vom Weinen und von lang durchwachten Nächten gerötheten Lidern, lächelnd wie Sonnenstrahl durch verwehendes abwärts ziehendes Regengewölck bricht.

Nun wird die Freude wieder einziehen in das stattliche Haus — sie, die vordem dieses Hauses Sonnenschein war, wird es wieder sein; sie ist wieder genesen!

Ludwig Pietsch.

Gothisch? Renaissance? Rococo?

Von Freiherrn E. von Sibra.
Mit Illustration von Grot' Johann.
(Schluß.)

So wie ich im Vorigen bemerkte, daß ich mir erlauben würde, über Imitation später einige Worte zu sprechen, muß ich hier einschalten, daß ich über „Sammeln“ mir die gleiche Erlaubniß erbitte.

Dafür aber mache ich selbst Zugeständnisse. Es ist zum Beispiel nicht unumgänglich nöthig, gleich bei der „Eröffnung“ eines auf beschriebene Weise eingerichteten „Salons“, gestatten Sie mir hier diese beiden Worte, alles Geräthe, allen Schmuck des Gemaches im gleichen Sinne der Zeit aufzustellen.

Auch ein neues Geräthe mag wohl, selbst auf längere Zeit, da seinen Platz finden und behaupten, nur darf sein Neußeres die Einheit nicht allzu sehr stören.

Guter Geschmack und Sinn für dergleichen erkennt das auf den ersten Blick, und am besten aber auf diesen ersten Blick, da das Auge, selbst das des Kenners, sich nach und nach an solche Mißtöne gewöhnt.

Fast volle Berechtigung hat dagegen irgend ein Geräthe, welches aus älterer Zeit stammt.

Denn kaum hat es je eine wirkliche Wohnstube gegeben, welche vollkommen rein in irgend einem Geschmacke eingerichtet gewesen wäre, wenigstens nicht bei Familien, welche durch mehr als eine Generation ein und dasselbe Haus bewohnen und ererbten Besitz bewahren.

Das Gegentheil spräche fast gegen die Pietät. Wohl knüpfen sich Erinnerungen an manches Stück des Hausrathes, welche uns den an und für sich vielleicht ziemlich werthlosen Gegenstand dennoch theuer machen.

Das sind Erinnerungen an unsere Kinderzeit, an jene unseres ersten jugendlichen Lebens, die, unbedeutend vielleicht für den Fremden, für uns dennoch von hohem Werthe sind.

Aber, selbst wenn man sich „alterthümlich“ eingerichtet hat, wohnt man dennoch eigentlich für sich selbst und nicht für andere Leute.

Man mag also, wie ich glaube, einem neueren Geräthe so lange Platz in einer solchen alterthümlichen Stube gönnen, bis man Gelegenheit hat, dasselbe mit einem andern, zum gewählten Style passenden zu versehen, volles Recht aber hat ein Geräthe auf diesen Platz, wenn es bereits einen solchen im Schätze unserer Erinnerungen besitzt.

Kaum wären so viele ächte, alte Geräthschaften aus der Renaissance, ja selbst, wenn gleich freilich seltener, aus der Zeit der Gothik, auf uns gekommen, hätte nicht auch schon in früherer Zeit eine ähnliche Pietät geherrscht, obgleich ich nicht vollkommen mannichfache andere Factoren leugnen will, welche zu solcher Erhaltung beitragen.

Rococo.



In meinem vorigen Briefe habe ich die Schlußzeit der Renaissance für die Mitte des 17. Jahrhunderts, bis zum Tode Ludwig XIII., 1643, bestimmt.

Fast ganz allgemein wird aber der Beginn der Rococo-Periode erst in das 18. Jahrhundert gesetzt, und das hier scheinbar ausfallende halbe Jahrhundert muß mithin als eine Uebergangsperiode bezeichnet werden, wie denn eine solche unbedingt stets stattfinden mußte beim Wechsel zweier deutlich ausgesprochenen Styles.

Man bezeichnet nicht selten diese Uebergangsperiode mit dem Namen Barockstil und nimmt allgemein an, daß der gute Geschmack mit derselben in einen mehr und mehr sich verschlechternden übergegangen sei.

Dem will ich nicht widersprechen, dafür aber trage ich Bedenken, den Beginn dieses Verfalls der guten Renaissance, wie Einige wollen, schon in die Mitte des 16. Jahrhunderts zu verlegen, und man mag mit Recht derselben ein längeres Leben gönnen.

Nicht wohl ist es aber thöricht, den Uebergang von Renaissance in Rococo Schritt für Schritt zu verfolgen, man kann aber sagen, daß, wo die Mißel als Ornament auftritt, bereits irgend ein Stadium dieser Uebergangsperiode stattgefunden hat, wenn auch die übrigen Ornamente noch im Sinne der Renaissance gehalten sind.

Das Gefäßel schwand mehr und mehr in der Barockzeit, wenigstens wurde in den Häusern der Reichen wohl nur selten ein neues ausgerichtet, obgleich einzelne Beispiele nicht fehlen; in der eigentlichen Rococozeit aber war das Tafelwerk wohl so ziemlich

jedem „Gebildeten“ ein Gräuelt, und hatte man (häufig finanzielle) Gründe dasselbe stehen zu lassen, so strich man es wenigstens an, um des nun verhassten braunen Tones los zu werden. Hellgrün oder weiß waren da die beliebtesten Farben.

Wo man die Wände mit Ledertapeten bekleidete, waren diese im Geschmacke der Zeit mit Arabesken verziert, und die Gobelins, selbst die Nachahmungen derselben, Malereien auf Leinwand nämlich, zeigten Götter und Göttinnen, Schäser und Schäferinnen mit Schafen; wo es aber irgendwo anging, waren die auch in Gartenanlagen so beliebten, häufig mit Muscheln verzierten Grotten auch auf den Tapeten angebracht, und der Name Rococo ist sehr wahrscheinlich aus Rocaille, Grottenwerk, entstanden.

Auch die Seidentapete wurde beliebt, ich glaube indessen, daß die Papiertapete erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Aufnahme kam.

Während man aber in der Gothik bunte und grelle Farben liebte, und in der Renaissance dem warmen braunen Tone des Holzwerkes den Vorzug gab, gefiel man sich in der ächten Rococozeit in matten gebrochenen Tönen, hellblau, hellmeergrün, schwachrojenroth, einem Hauch von Vila. Alles matt, Alles süßlich, verschwommen, abgerundet, gebogen, gebrochen.

Die Herzen, zum Scheine wenigstens, gebrochen aus Schäferliebe, die Tisch- und Stuhlbeine gebogen, der Mode wegen.

Denn alles Meuble war jetzt in sanften Wellenlinien gekrümmt, geschweift.

Meuble ist aber nun erlaubt zu sagen, statt des altfränkischen Wortes Geräthe oder Hausrath. Das Geräthe hat sich in das Meuble verwandelt, wie die Bank in eine Menge von Dingen, in das Sopha, das Canapé, den Divan; die Truhe in die Kommode, die Uhr in die Pendule, der Sorgenstuhl in den Fauteuil, der Spiegel in den Trumeau.

Alle diese Meubles sind, sehr häufig wenigstens, angestrichen, lackirt und theilweise vergolbet, der Anstrich mit Vorliebe weiß, doch wohl auch mit gebrochenen farbigen Tönen, und man kann vielleicht sagen, daß es im Charakter der Zeit lag, alle Wände des Zimmers mit derlei Meubles und Schmuck auszufüllen, so daß dem Auge keine Secunde Ruhe gegönnt wurde.

Die zu jener Zeit stark beliebten Marmorstücke, auf Ziegenfüßen ruhend, trugen Nippfäden, und, war statt des Feins ein Kamin vorhanden, hatte man auch dessen Gesimse mit dergleichen überfüllt, nicht weniger die Spiegeltische.

Daß der in die Etagère übergegangene Credenzstisch mit Nippfäden, mit glänzenden Kleinigkeiten beladen war, mag man ihm nicht übel deuten, es war das seine ursprüngliche Beschäftigung, sein Dienst.

Aber die alten Kostbarkeiten auf diesen Credenzen waren verschwunden.

Die kunstvollen venetianischen Gläser wurden verschleudert oder vielleicht höchstens in einen Winkel gestellt und vergessen.

Die prachtvollen Majoliken erduldeten ein gleiches Loos, wenn sie nicht zu niederem Küchendienste herabgewürdigt wurden.

Was die Silbergeräthe betrifft, so wurden bei wohlhabenden Familien, wohl aus Pietät, viele dergleichen ebenfalls bei Seite gestellt, wenn auch ihre „altwäterische Form“ nicht minder mißfiel; viele aber wurden, nachdem man die reizende Emaille abgetragt hatte, zertrümmert und wanderten in den Schmelztiegel, zu einem Gulden zwölf Kreuzer das Loth, für welches Loth man heute vielleicht fünf und zwanzig Thaler, wohl auch das Doppelte, erhalten würde.

Grandiose Beispiele von solchem Vandalismus liegen vor, aber — Exempla sunt odiosa, zu Deutsch: Wir wollen nicht in ein Wespenest stehen.

Ersetzt wurde dieser „alte Plunder“ durch die Liebhaberei der Zeit.

Mutter Venus mit ihrem Junker, dem kleinen, losen Schelm Amorus, spielte da eine Hauptrolle.

Der liebe Junge schloß Pfeile, durchbohrte Herzen, vereinigte widerpenstige Liebende, dirigirte Entführungen und ließ sich wohl auch, nach Art des Küchengefäßes, in einem Käßige zu Markte bringen, um nachher noch größeren Anflug auszuüben.

Wo die Liebe nicht ausreichte, halfen chinesische Götzen nach, wenig liebenswürdig von Gestalt, aber von Porzellan, und dennoch höchst beliebt, wie denn überhaupt der Geschmack an chinesischem Porzellan und an dem, 1709 in Meissen zuerst gefertigten deutschen jene Zeit kennzeichnet.

Wenden wir aber jetzt unseren Blick von Amor und den Amoretten, von schnäbelnden Tauben, brennenden Herzen, von Schäfergruppen und chinesischen Göttern, Kannen und Tassen und sehen, was aus der Decke der Stube geworden ist, die früher ebenfalls mit Vertäflung verkleidet war.

Wo man den Kostenpunkt nicht zu scheuen brauchte, war das Holz durch Gyps, durch Stuccaturarbeit ersetzt, und der Kronleuchter aus Messing, der vorigen Periode angehörig, hatte dem Lustre aus Glas, nebenher gesagt bisweilen von trefflich venetianischer Arbeit, weichen müssen.

Die Deckenräume schmückte man mit Frescogemälden, reichten aber die Mittel nicht recht zu dergleichen, begnügte man sich, die Deckenvertäflung zu übertünchen, um wenigstens des verhassten braunen Tones ledig zu sein.

Leuten von ganz feinem Geschmacke aber, welchen selbst die Form, die vertieften Felder des Tafelwerkes ein Dorn im Auge, stand noch ein anderes Mittel zu Gebote, dieses Andenken an finstere Zeiten verschwinden zu lassen.

Man bespannte die Decke mit grober Leinwand, welche man mit Nägeln am Gefäßel befestigte, dann weiß antünchte und nun auf mehr oder weniger geschmackvolle Weise sogar bemalen konnte. Dieses Verfahren bringt eine Menge von Vortheilen mit sich. Es macht die Stube niedriger, was viel zur Gemüthlichkeit beitragen kann, unter Umständen wenigstens.

Dann erhält es den Verbesserung in steter, gelinder Aufregung, indem von Zeit zu Zeit das Innen reißt, den Nagel am Holzwerke zurückläßt und angenehme Ausbauchungen und Krümmungen bildet.

Ein Hauptvortheil ist aber das Princip der Belebung. Wer unter einer solchen bespannten Decke wohnt ist nie allein, er hat stets Gesellschaft, denn „das Heer der Ratten und der Mäuse“ findet dort einen reizenden und für alle Verhältnisse passenden Aufenthalt.

Diese Thiere benutzen den dort angenehmen durchwärmten Raum zu ihren Kämpfen, zu ihren Spielen, die Rattin hat dort ihre Kinderstube und empfängt ihre Bekannten aus den Nachbarhäusern, ein liebliches Quaken, Pfeifen und Trampeln läßt den unten Wohnenden stets diese Gesellschaft wahrnehmen, und in trivialer Sprache sagt man: „Alles Ungezieser aus der ganzen Nachbarschaft zieht sich nach einer solchen Decke.“

Wie's im Frühling geht!

Von
Emil Rittershaus.

Wenn's Frühling wird, wenn's Frühling wird,
Ben duhet's da im Hause?
Der Finkle singt, die Vögel schwirren:
„Herans aus enger Klausel!“
Die Rebe an des Hauses Wand
Wacht an die Fensterkasschen,
Som Wind bewegt, mit leiser Hand:
„Du sollst nicht drinnen bleiben!“
Und Burck' und Mädchel zieh'n hin-
aus
Im Sonntagsstaat, im besten;
Sie brechen sich den grünen Strauß
Von frischbelebten Blüten.

Und Burche sieht's und Mädchelein
Und merkt sich solche Sachen,
Drum geh'n sie immer hübsch zu
Zweien!
Eich sorgsam zu bewachen!
Zum Thor hinaus geh'n Er und Er
Und Sie und Sie zusammen —
Der Frühling singt die Liebesmähr',
Beraucht von Sonnenflammen!
Geh'n Abends sie zum Thor hinein —
O laßt, wer will's verdammen? —
Dann geh'n sie wieder hübsch zu
Zweien,
Doch Er und Sie zusammen!
Sie neigt das Haupt in süßer Gold —
Wer kann sein Herz behüten? —
Und dran ist nur der Frühling schuld
Mit Sang und Klang und Blüten!

Allen Feinden alter Vertäflung rathe ich also aufrichtig, ihre Decken mit Leinwand bespannen zu lassen.

Werde ich aber nach all dem, was ich über die Rococoperiode ausgesprochen, Ihnen, gnädige Frau, nun auch den Rath geben, sich Rococo einzurichten?

Kann glauben Sie das, und dennoch thue ich es.

Freilich rathe ich Ihnen nicht zu der bespannten Decke, aber ich bitte Sie dafür, steht Ihnen eben keine Renaissance-Vertäflung zu Gebote, und Sie ziehen dennoch eine ältere Einrichtung Ihrer Wohnung einer vollkommen moderner vor, diese Einrichtung, im Geschmack des Rococo, nicht zu überladen mit allen den Dingen, welche ich oben erwähnt und gerügt habe.

Nach ohne eine allzugroße Fülle von Zimmer schmuck, in welche man aber freilich leicht verfällt, läßt sich durch Einhaltung des Rococo'styles Glanz und Pracht entwickeln in reichlichem Maße.

Da Gegenstände aus dieser Zeit leichter zu beschaffen sind, als jene aus älterer, so ist leichter das zu erzielen, was unerlässlich sein sollte: Die Einheit des Ganzen, der Ausschluß störender Elemente.

Reizende Beispiele solcher, noch aus der wirklichen Rococozzeit stammenden, vollständigen Einrichtungen finden sich im Verhältnisse gegen die Renaissanceperiode nicht allzuweit, aber wir brauchen nicht einmal, um solche zu finden, uns in fremde Länder zu begeben, wir können dasselbe in der Mitte Deutschlands treffen.

So macht zum Beispiel die sogenannte Charlottenburg im Parke zu Nymphenburg bei München, durch eine reiche, durchaus aber nicht allzureiche Pracht und durch eine tadellose Einheit des Ganzen, einen so wohlthätigen Eindruck, daß selbst entschiedene Feinde des Rococo'styles wenn nicht bekehrt, doch wenigstens sicher theilweise verjöhnt werden.

Die Charlottenburg ist ein glänzender Beweis dafür, daß Einheit und vollständige Durchführung eines Styles dessen Mängel und Fehler mildern und übersehen lassen.

Kann brauche ich der in der Rococozzeit herrschenden Moden zu erwähnen.

Dieselben sind Ihnen, gnädige Frau, bekannt, schon deshalb, weil die gegenwärtige Mode dem Rococo ganz außerordentlich ähnelt, ja ihm fast gleich sein würde, wäre das Kleid nur einigermaßen fattiger und nicht allzuangelegentlich.

Fast vollständig übereinstimmend ist also die gegenwärtige Frauentracht mit dem Ensemble des Rococo, und während ich schon deshalb keinen Anstand nehme, unter den gegebenen Voraussetzungen Ihnen den Rococostyl anzuempfehlen, flehe ich zu Gott, daß er diese gegenwärtige Frauentracht nicht in eine andere umändern lassen möge, bis wenigstens diese Briefe in Ihren Händen sind.

Nur wenig habe ich zu sagen über den dem Rococo folgenden Styl, den der ersten französischen Republik und des darauf folgenden Kaiserreiches, der billig als ein und derselbe betrachtet werden mag, eine Mischung von Häßlichkeit und Lächerlichkeit, eine Grecomanie, die an das Fallbeil erinnert, und das Abscheuliche, was die Thorheit je erfunden in Bezug auf Meuble und Tracht.

Aber dennoch ein Styl, wenn gleich der letzte seines Stammes, und der entartete Sprößling der anerkanntwerthesten Vorfahren.

Die Gegenwart hat den Styl des Aufsuchens und der Proben. Sagen wir, sie bemühe sich, das Beste von Allem, was der Menschengeist in früheren Zeiten geschaffen, aufzufinden und zu behalten. Unbedingt ist dies wenigstens höflich.

Da ich aber oben gesagt habe, daß der Baustyl der Ausdruck des Geistes der Zeit, der Sinnesrichtung und des Strebens derselben sei, so wäre es ungemein unhöflich, wenn ich das vorzugsweise in unserer Zeit Erfundene als unseren Styl bezeichnen wollte.

Ich meine das lange Fabrikgebäude mit dem reizenden, schlanken Schornsteine, dem hier und da gemüthlich explodirenden Dampfessel, und mit Vorliebe ausgestattet mit Papper, Guffeisen und Guttapercha.

Dagegen erlaube ich mir kurz zusammen zu stellen, was ich in den vorliegenden Briefen bezüglich der Einrichtung von Wohnräumen darzulegen suchte.

Die Zeit der Griechen, der Römer, die des Mittelalters und selbst jene der ersten Gothik wird für unsere Zwecke kaum recht passend sein.

Das mag ebenfalls für die letzte Gothik gelten, in Bezug auf ein täglich zu bewohnendes Gemach. Dagegen würde eine in diesem Sinne hergestellte Stube ein treffliches Asyl abgeben für gemüthliche Beschaulichkeit und eine Schatzkammer der Einsamkeit und geistigen Erinnerungen sein.

Die Renaissance, ernst und dennoch gefällig, Pracht erlaubend und dennoch Bequemlichkeit nicht ausschließend, ist zu loben und zu empfehlen.

Die Rococoperiode hat gesündigt, weil sie Treffliches, was schon vorhanden, zerstörte, aber sie gestattet Luxus und Prachtentwicklung, sie schafft Bequemlichkeit, sie paßt für unsere Zustände mehr, als frühere Bergangenheiten, und die Tracht der Gegenwart schmiegte sich derart ihren Formen an, daß sie, für ein Frauengemach, fast noch eher zu empfehlen, als die Renaissance.

Gestatten Sie mir nun, gnädige Frau, gewissermaßen als ein, wie böse Zungen behaupten wollen, bei Damen beliebtes

Postscriptum,

nach einige Worte beizufügen über Sammeln alterthümlicher Gegenstände, die nöthig zur Decoration für die in solcher Weise eingerichteten Räume, und über Imitation, über Nachbildung solcher Gegenstände.

Wenn man sich in irgend einem älteren Style eingerichtet hat, so ist es fast unausbleiblich, sowohl einzelne zum beliebten Style passende Meubles nachzuschaffen, um solche mit anderen weniger demselben entsprechenden zu vertauschen, welchen man vorläufig noch Raum gönnte, als auch einzelne zur Ausschmückung der Räume dienende Dinge anzukaufen.

Der Credenzschrank der Renaissance verlangt venetianische Gläser, deutsche, gemalte Pocale, Majoliken, wohl auch einen oder mehrere Silberbeder.

Das Ramingesimie, die Kommoden, die Pfeifertische und die Etagere des Rococo dürfen des oben erwähnten Porzellanschnuckes nicht entbehren.

Ich rathe in dieser Beziehung, wo es nur immer möglich, nur ächte und wirklich gute Stücke, „feine Waare“, zu kaufen, und das zwar nicht in allzugroßer Menge auf einmal, sondern nach und nach.

Die Auswahl wird hierdurch erleichtert, man entgeht der Gefahr, fast wider Willen allzuviel zu bekommen, zu überladen, statt zu schmücken, und dann gewährt das allmälige Anwachsen

unserer Schätze unendlich mehr Vergnügen, als der Ankauf einer größeren Partie auf einmal.

Ist man nicht selbst Kenner, und steht uns kein erfahrener Freund zur Seite, so thut man wohl am besten, zu einem größeren und zugleich realen Antiquar zu gehen, welcher wohl zu finden ist, nach und nach befehrt man sich auf solche Weise, man wird Kenner, und dann mag die Jagd in Trödelbuden gestattet sein, und eben so in all den vielfachen Jagdgründen, auf welchen dergleichen Bild zu finden.

Sie gewährt Vergnügen, diese Jagd, und bietet den Doppelvorteil, daß, während man auf der einen Seite eine Sammlung erwirbt, deren Werth für die Folge sicher eher steigt, als fällt, man auf der anderen Seite sich Kenntnisse erwirbt und geistige Anregung hat.

Daß man im Sinne der Zeit sammelt, in welcher man überhaupt sich einzurichten begonnen hat, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Doch mag es, nach bereits oben Ausgesprochenem, gestattet sein, Dinge aus älterer Zeit einer späteren einzuverleiben, während es ein Liding wäre, das Gegentheil zu thun, und zum Beispiel eine Schäfergruppe von Meißner Porzellan auf die Credenze einer Renaissancestube zu stellen.

Nebenher gesagt muß ich hier eines fehlerhaften und dennoch eben nicht selten gebrauchten Ausdruckes erwähnen.

Man hört ziemlich häufig sagen: „Der oder Jener hat sich Rococo eingerichtet“, und versteht hierunter: überhaupt alt, oder eben nicht modern.

Es mag sein, daß „Der oder Jener“ sich in der That „überhaupt“ alt eingerichtet, das heißt einen angenehmen Mischung aller Zeiten, von der Gothik an bis auf Napoleon I., zusammengestellt hat. Das aber braucht nicht weiter entwickelt zu werden, da ich in dem Vorstehenden verjuchte, die verschiedenen Perioden zu sichten, zu bezeichnen.

Nicht selten ist es aber unerreichbar, Alles das, was uns wünschenswerth oder nöthig erscheint, wirklich echt und alt zu erhalten.

In diesen Fällen mag es gestattet sein, zur Imitation zu greifen, aber wo nur immer möglich zur Copie wirklich vorhandener, alter Gegenstände.

So sind, um zwei Beispiele zu erwähnen, alte Defen, der Gothik sowohl als der Renaissance angehörig und noch in brauchbarem Zustande, nur schwierig zu erhalten. Tüchtige Nachbildungen echter alter Formen sind da höchst wünschenswerth, und mit gutem Gewissen mögen hier die Defen aus der Fabrik der Gebrüder Fleisemann in Nürnberg empfohlen werden, während venetianische Gläser anlangend, bemerkt werden mag, daß in Murano Copien derselben gefertigt werden, welche kaum etwas zu wünschens übrig lassen.

Dafür aber, daß uns solche vortreffliche Nachbildungen nicht als wirkliche Originale verkauft werden, müssen freilich die drei oben erwähnten Potenzen sorgen, ein ehrliehcher Verkäufer, ein erfahrener Freund und endlich das Beste: Selbsterfahrung.

Zu neuerfundenen Sachen im alten Geschmacke mag ich nur rathe, wenn solche nach Zeichnung und Angabe eines bedeutenden und anerkannten Künstlers, der eben dieses Fach mit besonderer Vorliebe cultivirt, gefertigt sind.

Sonst nicht!
Ich will einen großen Theil der modernen, verbesserten und zeitgemäß zugerichteten Gothik, Bauwerk sowohl als Geräthe, nicht als abschredendes Beispiel anführen.

Aber ich will nur an die Anzahl von Thonkrügen, Glaspocalen, Rococopiappen und tausend andere Dinge erinnern, welche man fast in allen größeren Städten zum Verkaufe ausgestellt findet.

Kunstkerischem Streben mußte da unendlich häufig sowohl der ehrliche, alte gothische Spitzbogen, als auch das galante und geschmeibige Muschel- und Blumenwerk des Rococo dienen. Ließ uns aber vielleicht die ein wenig absonderliche Form, der äußere Glanz oder eine Laune des Augenblicks einen solchen Gegenstand erwerben, so finden wir wohl schon nach wenigen Jahren, daß wir mit einem mißlungenen Nachwerke getäuscht wurden.

Gegen alle Regel, hier am Ende des Postscriptes, meinen Brief schließend, sei mir dennoch vergönnt auszusprechen, daß ich mich wahrhaft glücklich fühlen würde, wenn es mir vielleicht gelungen sein würde, irgend eine oder die andere Andeutung gegeben zu haben, welche Ihnen, gnädige Frau, nicht ganz ohne Nutzen wäre.

E n d e.

Berliner Briefe.

Von Otto Glagau.

2. Die Physiognomie von Berlin.

Berlin ist weit Mehr, als es scheint. — Diese Behauptung wird vieler Orten noch auf Vorurtheil und Widerspruch stoßen, aber der Eingeweihte und Unbefangene wird ihr bestimmen.

Berlin macht aus der Ferne gesehen, selbst noch aus nächster Ferne, einen ganz unscheinbaren Eindruck. — Es dauert sehr lange, man muß ihn sehr nahe kommen, ehe man's überhaupt erblickt, bevor man die Existenz einer so großen Stadt merkt und glaubt. In der schlagendsten und amüsantesten Weise hat dies Fritz Reuter wiedergegeben, indem er seinen Inspektor Bräßig, jenes allbekannte köstliche Original, mit der Stettiner Bahn nach Berlin reifen und seine Ankunft hier selbst also schildern läßt: — „Pflözlich rief Moses Löwenthal: „Herr Inspektor, sehn Sie raus; hier ist Berlin!“ — „Na, ich seh' raus, ich seh' oben, ich seh' unten, ich seh' rechts, ich seh' links; nichts als der vortrefflichste Buchbrennerei, und links ein einsamer Eingang zu 'ner Art Sandtuhl mit Regalbahn und der Aufschrift „Sommervergnügen“. — „Moses...“ sag' ich, denn ich den!, ihn reitet der Ehrgeiz, noch voller zu lügen, als wie Dekonomiker. — „Herr Inspektor,“ sagt er, „s'is wahr, es präsentirt sich nich; s'is aber der Anfang und, mit Erlaubniß zu sagen, die hinterste Seite; aber passen Sie Achtung, es kommt gleich.“ Und es kam auch gleich. Wir fuhrten in einer Art von gewölbtem Glashaufe hinein, welches das Absteigequartier der Eisenbahn darstellte, und Moses sagt: „Herr Inspektor, wundern Sie sich noch nich; dies ist Allens erst von hinten.“

Berlin liegt so flach und niedrig, so ausgedehnt und weitläufig, daß es nirgendwo einen vollständigen Ueberblick gewährt. Auch die Aussicht vom Kreuzberge, die noch immer die lohnendste ist, läßt kaum bis in die Mitte der Stadt blicken und nur den

Südtheil übersehen. Und selbst wenn man sich in die Luft erhebe, selbst aus der Vogelperspective, könnte der Anblick nur ein nüchterner sein. Vergebens sucht das Auge nach himmelanstrebenden Domen und Kathedralen, wie sie namentlich den Städten am Rhein ein so stolzes imponantes Aussehen geben, — nur wenige dünne schwächliche Spigen treten aus den gleichmäßig geordneten Häusermassen hervor. Die protestantische Hauptstadt hat an Kirchen nicht viel, und diese sind entweder klein und unansehnlich oder als Bauwerke doch herzlich unbedeutend. Statt der Kirchthürme erblickt man, besonders gen Norden und Osten, eine Anzahl von riesengroßen, beständig rauchenden und qualmenden Fabrikthornsteinen, die sofort Zeugniß geben von der mächtigen, noch stetig wachsenden Industrie Berlins. Nur zwei Bauwerke ragen fast überall aus dem Häusermeere hervor und beherrschen gewissermaßen die Stadt: das breite und wichtige königliche Schloß und das solid prächtige neue Rathhaus; — zwei gleichbedeutende Merkmale, insofern sie das starke stramme Preußische Königthum und die intelligente, rastlos thätige, sich nicht minder führende Berlinerische Bürgerchaft sehr wohl zum Ausdruck bringen.

Doch der Fremdling, der Provinzale will beim ersten Schritt durch das Thor überrascht, geblendet werden. Er hat gehört, daß Berlin mit die schönste Stadt in Europa ist; er kommt mit den ungeheuerlichsten Vorstellungen und Erwartungen, und findet sich nun nicht wenig enttäuscht, daß verstimmt. Berlin dünkt ihm nicht schöner, als unfernwegens Königsberg, Breslau oder Leipzig. Zunächst vielleicht nicht einmal größer; denn alle echte Größe thut sich erst allmälige auf, wirkt langsam und ruhig; und um der ganzen Größe Berlins inne zu werden, dazu gehören Tage und Wochen.

Die langen, meilenlangen Vorstädte, zum Theil noch ungepflastert und sich zusammenlegend aus ländlichen Hütten, riesigen Miethskajernen und allerhand Neubauten, mit dazwischen liegenden Baustellen, Kohlgärten, wüsten Plätzen und Sandhollen — wirken eintönig und ermügend und tragen den Charakter des Unfertigen und der Speculation. Eine Ausnahme macht nur die Potsdamer Straße mit ihren fast ununterbrochen fortlaufenden Vorgärten und mit ihrer Doppelreihe von Bäumen, die freilich schon vielfach gekappt und verjöhnt und dem Ausgehen nahe sind; während die Straße selbst immer mehr das Gepräge der Vorstadt verliert und sich mit Kauf- und Geschäftsläden anfüllt. Auch wenn man die ehemaligen, jetzt bloß noch dem Namen nach existirenden Thore passiert, stößt man in der Regel zunächst auf kleine unansehnliche verwiterte Gebäude, die auf nichts weniger als eine Großstadt schließen lassen. So beginnt selbst die vorgenannte große Friedrichstraße am Halle'schen Thor, abgesehen von dem kreisrunden Velle-Alliance-Platz und der Siegessäule, rechts und links mit einer Reihe von echt kleinstädtischen und echt kleinstädtischen Häusern, die sich schläfrig und melancholisch anstarrten. Nur der Eintritt aus dem Thiergarten durch das Brandenburger Thor, den aber ein Fremder nicht leicht zuerst nimmt, bietet mit der Straße „Unter den Linden“ bis zum königlichen Schlosse hinauf sofort eine Perspective, wie sie nur wenige Städte in Europa aufzuweisen haben: eine fortlaufende Reihe von Palästen, Prachtbauten und Denkmälern, und zumal an heitern Tagen ein wirklich großartiges Bild des stuthenden Lebens und glänzenden Treibens der Residenz.

Aber die Straße „Unter den Linden“, die zumeist auf den Fremden berechnet ist, und wo die täglich zu Tausenden und Zehntausenden zuströmenden Fremden sich hauptsächlich bewegen, ist auch so ziemlich Alles, dessen Berlin in gewisser Hinsicht sich zu rühmen hat, das an eine Weltstadt, wie Paris oder London es sind, zu erinnern vermag. Im Uebrigen ist Berlin zwar eine moderne, aber weder eine schöne, noch eine interessante Stadt. Die alten Stadttheile — wenn in Berlin überhaupt etwas Altes existirt — bestehen aus engen, düstern Gassen und ganz schlüchtern, nur dem äußersten Bedürfniß angepaßten Häusern, die durchweg unbequem und ungemüthlich sind und nicht das geringste alterthümliche Interesse bieten. Die neuen Stadttheile dagegen werden von breiten schnurgeraden, sich stets rechtwinklig schneidenden, nur selten von großen Plätzen und freien Anlagen unterbrochenen, endlosen Straßen durchzogen, die von einer solchen Ein- und Gleichförmigkeit sind, daß selbst der Einheimische sie leicht verwechseln und verfehlen kann. Ihre meist privaten Häuser gleichen sich alle wie ein Ei dem andern, sind fast lauter plumpe Wohnungskasteln, riesige Miethskajernen, ebenso unkünstlerlich wie unjohliche aufgeführt; mit angelebten Säulen und Gypsverzierungen, die unter dem Einflusse von Wind und Wetter sehr bald wieder stückweise abzufallen pfelegen. Eine wirklich architektonische Bedeutung hat außer einer Anzahl von öffentlichen über die Stadt zerstreuten Gebäuden eben nur die Straße „Unter den Linden“, wo sich neben den antikisirenden Bauwerken Schinkel's ein buntes Durcheinander der verschiedensten Style und Stylexperimente vertreten findet. Im Uebrigen herrscht in Berlin, wie freilich auch noch andernwärts, die äußerste Styllosigkeit. Auch die zahlreichen sich täglich vermehrenden Villen im Westen und Süden der Stadt — soweit sie nämlich wirkliche Villen, das heißt freistehende Landhäuser mit höchstens zwei Stockwerken, nicht etwa wieder gleichberichter Wohnungskasteln sind — leiden entweder an einer bloßen Scheinarchitektur oder verstoßen doch vielfach gegen die Regeln der Kunst und des guten Geschmacks. Und selbst die edelsten und gediegensten unter ihnen wollen für unser windiges zugiges Klima nicht recht passen, nehmen sich mit ihrer meist noch kahlen Umgebung etwas fröstelnd aus und gewähren für den Winter, wo sie eigentlich ihrem Begriffe zuwider, fast ohne Ausnahme gleichfalls bewohnt werden, gewiß einen wenig behaglichen Aufenthalt.

Berlin hat in manchen Beziehungen noch einen kleinstädtischen Zuschnitt, wird ihn wohl auch noch lange behalten und, aus Ursachen der Eigenschaften und Sitten des deutschen Volks, vielleicht nie eine „Weltstadt“ werden. Wir Deutschen haben eben nicht so viele Bedürfnisse wie gewisse andre Nationen, sind nicht an Comfort gewöhnt, führen noch immer ein mehr häusliches als öffentliches Leben; wir lieben uns einzuschranken, denn unser Land ist allerdings von Natur kein besonders reiches; wenn auch nicht entfernt ein so armes und karges, wie unsere Nachbarn und Vettern häufig zu glauben sich mühen.

Viele der Mängel und Gebrechen, welche in Berlin hervortreten, verschuldet aber auch das reisend schnelle ungeahnte Wachstum der Stadt, der Zustand des Unfertigen und des Uebergangs, in dem sie sich gegenwärtig befindet. So läßt die Beschaffenheit des Straßenpflasters und der Trottoirs viel zu wünschen übrig. Die Arme und Kanäle der Spree, die fast durchweg hölzernen Bollwerke und Klappbrücken befinden sich mit wenigen Ausnahmen in der denkbar traurigsten Verfassung. Ebenso kläglich nehmen sich die öffentlichen Fuhrwerke aus, die unformlich gebrechlichen

Rumpelkisten der Droshken und Omnibusse mit ihrem Angespannt von Lebensnerven beständig stolpernden und stützenden Mähren.

Diesen theilweise schreienden Mängeln und Bedürfnissen, in Betreff deren Berlin hinter mancher weit kleineren Stadt zurücksteht, soll und muß abgeholfen werden, und zwar in der aller-nächsten Zeit.

Sogar in den breitesten Straßen, auf den breitesten Trottoirs stoßen und prallen die Fußgänger beständig gegeneinander, streift und beschädigt man sich gegenseitig mit Päden, Stöcken und Regenschirmen; weil eben Niemand auf den Andern Rücksicht nimmt.

Das fertige Gefrorene hält sich, angepackt, an einem kühlen Orte mehrere Stunden unverändert in der Maschine, kann also im Vorrath für späteren Gebrauch bereit werden.

Wir geben uns nun noch einige praktisch erprobte Recepte für Gefrorenes; die beiden ersten sind für Maschine Nr. 4 (12 Portionen) berechnet, für die anderen Maschinen nimmt man entsprechend weniger oder mehr.

Vanille-Gefrorenes. Man verwendet: 400 Gramme Zucker, 2 ganze Eier, 60 Gramme gute süße Butter, 1 Liter Milch, 1/2 Liter Wasser, ein kleines Stück feinsten Vanille, im Preise von etwa 1 Silbergrößen.

Man löst den Zucker in dem wärmeren Theil der Milch und Wasser; mit einem kleinen Theil verfährt man das Eigelb und gießt dies zu dem Uebrigem. Das Eiweiß schlägt man zu Schnee und rührt es in die Zuckerlösung ein.

Man giebt dann die zerfeinerte (oder mit Zucker abgeriebene) Vanille, sowie die Butter zu und bringt auf dem Feuer ins Kochen. Unter beständigem Umrühren wird so lange gekocht, bis die ursprünglich dünne Flüssigkeit dicklich geworden.

Chocolade-Gefrorenes. Man verwendet: 300 Gramme Zucker, 250 Gramme feinste Chocolade, 1 Liter Milch, 1/2 Liter Wasser, 30 Gramme Butter. Man löst den Zucker in dem Gemenge von Wasser und Milch vergehen, bringt ins Kochen und giebt von der Flüssigkeit in ein besonderes Gefäß, um die Chocolade damit zu verrühren.

Fruchtst-Pfirschenes. Man kann hierzu jeden Fruchtshyrup nehmen, nachdem man ihn mit Wasser genügend verdünnt hat, man darf jedoch nicht zu viel Wasser zusetzen; verdünnt, wie zum Trinken, würde der Saft ein zwar sehr hartes und kaltes, aber wässrig schmeckendes Gefrorene auf.

Anzählige, da das Scepter in der rechten Klaue des Reichsadlers wieder den Reichsadler trägt! Auflösung des Räthfels Seite 132. Die Kerze.

Notiz. Wir bitten die Leserinnen und Leser, ihre Anfragen und Mittheilungen, die sich auf den belletristischen Theil des Bazar beziehen, entweder an den unterzeichneten Redacteur oder „An die Redaction des Bazar, literarischer Theil“ zu adressiren.

wenig ist. Endlich gießt man Crème oder Syrup in den Becher hinein; der letztere darf davon nicht mehr als höchstens zu drei Vierteln angefüllt sein.

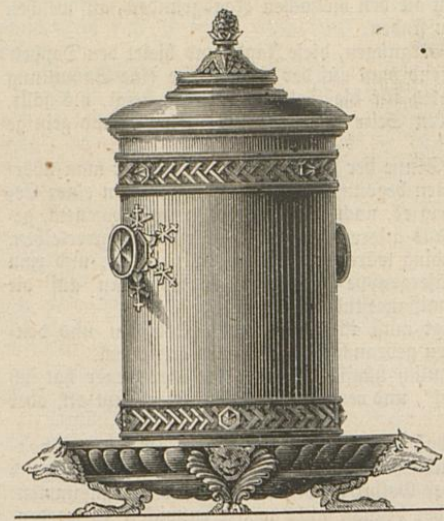


Fig. 1. Eismaschine. (Außere Ansicht.)

Die concentrirte Kochsalzlösung verflüssigt das Eis und erniedrigt dabei die Temperatur bis zu 17 Grad Reaumur unter dem Gefrierpunkt des Wassers.

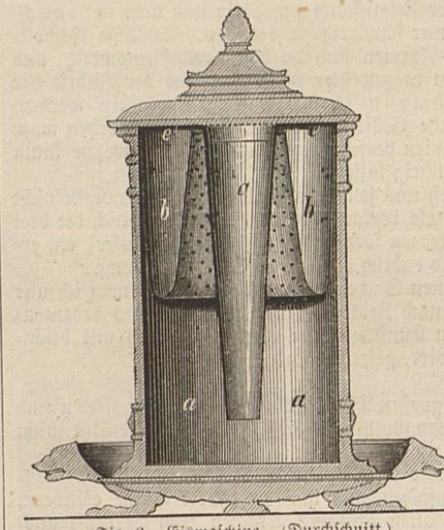


Fig. 2. Eismaschine. (Durchschnitt.)

Man gießt die Kräfte von 17° R. bleibt so lange erhalten, als noch Eis und festes Salz vorhanden sind; der doppelwandige, mit einem schlechten Wärmeleiter ausgefüllte Hafen schützt vor einer zu schnellen Ausgleichung der äußeren Lufttemperatur mit dem kälteren Innern.

Die Erfahrung lehrt am besten, wie weit man einen Saft verdünnen kann, die gleiche bis doppelte Menge Wasser wird man in der Regel zusetzen haben. Der Conditor empfiehlt sich die Fruchtsäfte für Gefrorenes besonders zu, um den Wohlgeschmack der frischen Früchte zu conserviren und durch das Mark den Syrup etwas consistenter zu machen.

Man gießt die Kräfte von 17° R. bleibt so lange erhalten, als noch Eis und festes Salz vorhanden sind; der doppelwandige, mit einem schlechten Wärmeleiter ausgefüllte Hafen schützt vor einer zu schnellen Ausgleichung der äußeren Lufttemperatur mit dem kälteren Innern.

Anzählige, da das Scepter in der rechten Klaue des Reichsadlers wieder den Reichsadler trägt! Auflösung des Räthfels Seite 132. Die Kerze.

Auflösung des Räthfels Seite 116.

Anzählige, da das Scepter in der rechten Klaue des Reichsadlers wieder den Reichsadler trägt!

Auflösung des Räthfels Seite 132.

Die Kerze.

Notiz.

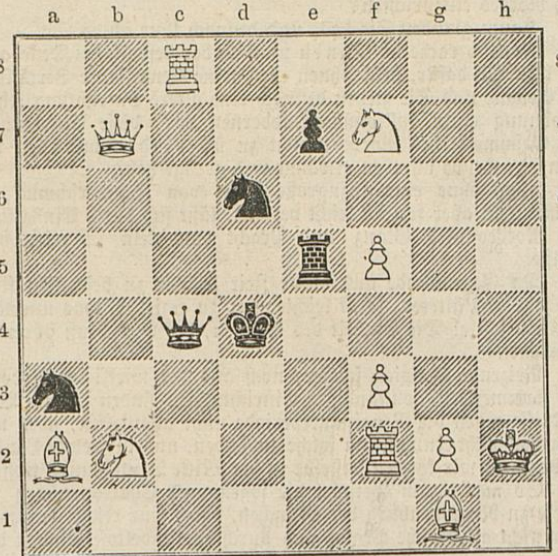
Wir bitten die Leserinnen und Leser, ihre Anfragen und Mittheilungen, die sich auf den belletristischen Theil des Bazar beziehen, entweder an den unterzeichneten Redacteur oder „An die Redaction des Bazar, literarischer Theil“ zu adressiren.

Die Red. des Bazar.

Schach-Aufgabe. Nr. III.

Von C. S. aus Berlin.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Correspondenz.

- List of letters and notices from correspondents, including topics like clothing, zippers, and social matters.